N 20587 F

Fragen der Freiheit

Währungsverfassung
und Gesellschaftsordnung

November/Dezember 1977
Doppelheft 129

Wenn es gelänge, die Währungsverfassung mit einem Stabilisator des Geldwertes zu versehen, dann könnte man hoffen, daß die der Wettbewerbsordnung immanente Tendenz zu einem Gleichgewicht sich auswirkt, statt wie in der Vergangenheit wegen der mangelnden Konstruktion der bestehenden Währungsverfassungen in einen dauernden Wechsel der Konjunkturen, das heißt in Inflation und Deflation umzuschlagen.

Walter Eucken

FRAGEN DER FREIHEIT

– Beiträge zur freiheitlichen Ordnung von Kultur, Staat und Wirtschaft –

Folge 129
Doppelheft

Dezember 1977

Herausgegeben vom Seminar für freiheitliche Ordnung
Postverlagsort: 54 Koblenz

Inhaltsverzeichnis

Seite

Heinz Hartmut Vogel
Währungsverfassung und Gesellschaftsordnung 3

Joachim Starbatty
Eine kritische Würdigung in Silvio Gesells utopischem Barataria (»Billig-Land«) 5

Ernst Winkler
Die Währungsfrage als Rechtsproblem 32

Juan Acratillo
Die Wunderinsel Barataria
– Auszug aus einem größeren Werke – 1975 44

Heinz Hartmut Vogel
In memoriam Franz Böhm 70

Hanns Martin Schleyer
»Das soziale Modell« – Auszug 72

Ankündigungen
Tagung des Seminars für freiheitliche Ordnung vom 6. – 8. Januar 1978
»Die gesellschaftspolitischen Folgen des politischen und weltanschaulichen Extremismus« 77

Literaturverzeichnis 80

Währungsverfassung und Gesellschaftsordnung

Heinz Hartmut Vogel

Die Frage, welche Bedeutung der Währung zur Gewährleistung einer krisenfreien Marktwirtschaft und darüber hinaus einer freien und sozialgerechten Gesellschaftsordnung zukommt, wird seit Jahren in der Öffentlichkeit und in Fachkreisen diskutiert. Ordnungsfragen des gesellschaftlichen Lebens sind Rechtsfragen. Die Ordnung der Wirtschaft hängt wesentlich von der Währungs*verfassung* ab: das heißt, von der Frage, ob das Geld als Rechtselement zwischen den wirtschaftlichen Vertragspartnern den Leistungs- und Güteraustausch im Sinne eines Rechtsvertrages zu regeln vermag. Mit der *Rechtsfunktion des Geldes* hängt die Verwirklichung sozial-gerechter Verhältnisse in den ökonomischen Beziehungen der Menschen zusammen. Walter Eucken gab der Währung das Primat bei der Lösung wirtschaftlicher Ordnungsprobleme. In »Grundsätze der Wirtschaftspolitik« schreibt er:

»Das Prinzip, der Währungspolitik einen besonderen Rang im Rahmen der Wirtschaftspolitik zuzuweisen, hat – wie gezeigt – einen ordnungspolitischen Sinn. Durch das Handeln nach diesem Prinzip wird nicht – um eine vergröbernde Bezeichnung zu gebrauchen – die Wirtschaft der Währung geopfert. Das Umgekehrte gilt: Durch eine gewisse Stabilisierung des Geldwertes wird es möglich, in den Wirtschaftsprozeß ein brauchbares Lenkungsinstrument einzubauen«.

Die Währung als Rechtsfrage war das Thema der letzten Herrschinger Tagung des Seminars. Die Beiträge dieses Heftes stehen im Zusammenhang mit der Währung als Rechts- und Ordnungselement der Marktwirtschaft und der Gesellschaft. Der bedeutende amerikanische Nationalökonom Irving Fisher, mit dessen Name die Prosperity – Periode nach dem Ersten Weltkrieg zusammenhängt, weist in seinem Buch »*Feste Währung*« auf ein historisches Geldsystem hin, von dem nach seiner Auffassung entscheidend die hochkultur des Mittelalters geprägt wurde:«[1]

»Eines der interessanten Beispiele früher Geldsteuerung hierzu findet sich in dem Silberbrechgeld Mitteleuropas zwischen 1150 und 1350.[2] *Als Folge häufiger Umprägungen, die eine Abwertung zur Folge hatten, wenn die Herrscher der in Frage kommenden Staaten gewöhnlich etwas Metall als Gewinn einbehielten, waren die Münzen allmählich so dünn geworden, daß sie nur auf einer Seite geprägt werden konnten und leicht*

1 aus Irving Fisher: Feste Währung, S. 13. Originalausgabe: »Statle Money, Adelphi Company New York.

2 Siehe Hans R. L. Chorssen: Fragile Money, in: »The New Outlook«, September 1953.

brechbar waren. Der Name »Brakteaten« kommt zweifellos davon her. In einigen Fällen trugen sie sogar Markierungen zur Zerkleinerung, um Wechselgeld herzustellen. Ihre Größe betrug etwa 1 bis 3 cm.[1]

Das Hauptmerkmal dieses Brechgeldes war jedoch ihre von Zeit zu Zeit stattfindende Umprägung. Durchschnittlich rief der Münzherr alle umlaufenden Münzen zwei- bis dreimal im Jahre zum Umtausch auf und erhob ca. 25 Prozent Schlagschatz. Die Münzhoheit verschaffte also den Herrschern und Bischöfen ein ständiges, leicht erhebbares Einkommen.

Ein Vorteil des Brechgeldes war, daß es zum erstenmal in der Geschichte Mitteleuropas ein Tauschmittel von kleiner Stückelung darstellte. Die umlaufenden Gold- und Silbermünzen besaßen zu großen Wert, um dem allgemeinen Umlauf dienen zu können. Deshalb ermöglicht das Brechgeld größere Arbeitsteilung.

Diese eigenartige Besteuerung durch Schlagschatzerhebung hatte aber eine andere wichtige Bedeutung. Da das Brechgeld der Umprägung und einem 25 prozentigen Schlagschatz nach etwa fünf Monaten unterlag, entstand ein Verlust von einem Viertel des Münzwertes; dieser Verlust verteilte sich aber über die ganzen fünf Monate, nach deren Ablaufzeit der Umtausch in neue Münzen erfolgte. Der letzte Besitzer erlitt daher höchstens einen Verlust von 5 Prozent, es sei denn, er hätte die Münzen unnötig lange behalten. So muß der Schlagschatz einen beträchtlichen Einfluß auf die Geschwindigkeit des Umlaufs der Brakteaten ausgeübt haben. Niemand mochte Münzen mit einem monatlichen Verlust von 5 Prozent durchschnittlich behalten. Man bevorzugte es, die Münzen sogleich in Ware umzusetzen.

Man sagt, daß dies eine Zeit des Bargeldverkehrs war und daß Handel, Gewerbe, Künste einen Auftrieb vom Bestreben der Menschen erhielten, ihr Geld loszuwerden. Doch weist man darauf hin, daß irgendeine größere Inflation der Warenpreise vermieden wurde, und die Geschichte dieses Zeitabschnittes berichtet nichts von jenem Schiebertum, das gewöhnlich eine Inflation begleitet.

Dieses erste Beispiel einer Art Beherrschung der Umlaufgeschwindigkeit ist von Interesse in der Geschichte der Wertbefestigung. Nachdem das Brechgeld etwa 1350 verschwunden war, vergaß man den Grundgedanken, bis er bestimmter in den Schriften Silvio Gesells wieder auftauchte. Nach seinem Tode verwertete man die Beherrschung der Umlaufgeschwindigkeit in gewissem Maße in Form von »Marken-Ersatzgeld« in den Jahren 1931–1933 in Deutschland, Österreich und den Vereinigten Staaten.«[2]

1 Siehe auch: Dr. Wilhelm Jesse, Quellenbuch zur Münz- und Geldgeschichte des Mittelalters, Halle, A. Riechmann & Co., J. Schoenhof, op. cit., Fußnote S. 93. Fritz Schwarz, Segen und Fluch des Geldes in der Geschichte der Völker, Bern, Verlag des Pestalozzi-Fellenberg-Hauses, 1931.

2 Siehe: Irving Fisher, Stamp Scrip, New York, Adelphi Co., 1933.

Eine kritische Würdigung der Geldordnung in Silvio Gesells utopischem Barataria (»Billig-Land«)*

Joachim Starbatty

I. *Zweck der Parabel*

Silvio Gesells utopische Parabel ist letztlich eine Auseinandersetzung mit marxistischen Ideen. Silvio Gesell greift einmal das Menschenbild des Marxismus und dann die marxistische Analyse an. Der Marxismus betrachtet die Spaltung der Gesellschaft in Klassen als Folge einer bestimmten Eigentumsform – Privateigentum an den Produktionsmitteln – und leitet daraus die Ausbeutung der Arbeitenden durch die Besitzer der Produktionsmittel ab. Silvio Gesell kommt demgegenüber zu dem Ergebnis, nicht das Eigentum an den Produktionsmitteln spalte die Gesellschaft in Klassen, sondern eine bestimmte Geldverfassung. Hier liege der »nervus rerum«, wie Gesell sich ausdrückt.[1]

II. *Zur Person und zum Aufbau der Parabel*

1. *Zur Person*

Zuerst einiges zur Person von Silvio Gesell, da ich annehme, daß sein Lebenslauf nicht allen geläufig ist. Er wurde im Jahre 1862 als siebtes Kind einer gutbürgerlichen Familie – so darf man sagen – geboren. Er wanderte im Jahre 1887 nach Argentinien aus und hat sich dort selbständig gemacht; er ist schnell durch seine unternehmerische Tüchtigkeit wohlhabend geworden. Er gründete eine Firma, die »Casa Gesell«, die hauptsächlich mit zahnärztlichem Zubehör handelte – ein Wachstumsberuf, würde man heute sagen.

Als Kaufmann litt er unter den Schwankungen der argentinischen Volkswirtschaft; zugleich fühlte er sich als Analytiker herausgefordert; er verfolgte die Ursachen der Schwankungen und sah sie in spekulativen Manövern des Geschäftsbankensystems begründet. Er kam zu dem Schluß, daß argentinische Banken aufgrund einer bestimmten Geldverfassung für die Schwankungen der argentinischen Volkswirtschaft verantwortlich seien. Er stellte dann fest, daß dieses Phänomen nicht nur auf Argentinien

* Überarbeiteter Vortrag auf dem Seminar I vom 28. Juli bis 1. August 1977 des »Seminars für freiheitliche Ordnung«: Die Währungsfrage als Rechtsproblem – Funktionsfähige Geldordnung als Voraussetzung für eine störungsfreie Marktwirtschaft –.

1 Bei der Analyse der utopischen Parabel Silvio Gesells habe ich mich auf folgenden Text gestützt: »Die Wunderinsel Barataria« (= Billigland), Erfurt und Bern 1922. – Da die Parabel in diesem Heft abgedruckt ist, habe ich im folgenden bei Zitaten – wörtlich oder sinngemäß – auf eine Quellenangabe verzichtet.

beschränkt sei, sondern ein allgemeines Phänomen darstelle. Er glaubte, daß es immer dann zu Störungen im Wirtschaftsablauf komme, wenn einige wenige Geldhäuser dem Wirtschaftskreislauf Geld vorenthalten könnten, also Umlaufsmittel außer Kraft setzen könnten. Dies war seiner Auffassung nach möglich, weil das Geld nicht bloß Umlaufsmittel, sondern zugleich auch Wertaufbewahrungsmittel sei.

Nach dieser analytischen Entdeckung widmete er sich immer mehr seinen analytischen Ideen und den darauf gründenden politischen Zielen. Er übergab seine Firma seinem Bruder und seinen Söhnen, siedelte in die Schweiz über und setzte dort seine ganze Arbeitskraft zur Ausgestaltung und Verbreitung seiner Lehre und zur Schaffung der freiwirtschaftlichen Bewegung ein. Zwischenzeitlich, nach dem Ersten Weltkrieg, sammelte er praktische politische Erfahrungen als Volksbeauftragter für Finanzen der ersten bayerischen Räterepublik im Jahre 1919. Seine manchmal bitteren Erfahrungen als Finanzminister der bayerischen Räterepublik fanden auch in seiner utopischen Parabel ihren Niederschlag. Er starb im Jahre 1930 in Berlin.

2. *Das Verhältnis der nationalökonomischen Zunft zu Gesell*

Die Wirtschaftswissenschaft hat Silvio Gesell tiefe Einblicke in das Wesen des Geldes und des Zinses zu verdanken, jedoch ist Silvio Gesell von der nationalökonomischen Zunft immer als Sonderling betrachtet worden. Er war ja auch kein Professor – das ist schon verdächtig. Silvio Gesell kann sich damit trösten, daß viele bedeutende Nationalökonomen – außer Adam Smith, der Professor für Moralphilosophie war – ebenfalls keine ordentlichen Professoren waren: Der Gründer der Physiokratischen Schule, François Quesnay, war Leibarzt der Madame Pompadour, David Ricardo war Börsenmakler, Karl Marx war Berufsrevolutionär und freier Schriftsteller, John Maynard Keynes verdiente sein Geld überwiegend in der Versicherungsbranche und spekulierte erfolgreich an der Waren-Termin-Börse. Schumpeter sagte einmal in einer Würdigung von Keynes, dieser habe ihm gebeichtet, er könne es sich finanziell nicht leisten, eine ordentliche Professur zu übernehmen.[1]

Vielleicht tröstet es Gesell, daß auch Genies, die zur Zunft der Nationalökonomie gehören, oft verkannt werden. Das Handwörterbuch der Staatswissenschaften hat beispielsweise der wissenschaftlichen Leistung eines der Gründer der modernen Wirtschaftstheorie, nämlich Marie Esprit Léon

1 Joseph A. Schumpeter, John Maynard Keynes, »American Economic Review«, Bd. 36, 1946. – Hier zitiert nach dem Abdruck in: H. C. Recktenwald, Lebensbilder großer Nationalökonomen, Köln-Berlin 1965, S. 540.

Walras, insgesamt eine halbe Spalte gewidmet.[1] Das Urteil von Joseph Schumpeter lautet heute dagegen: »Auf dem Gebiete der reinen Theorie ist Walras meiner Ansicht nach der größte aller Wissenschaftler«.[2] Im Handwörterbuch der Staatswissenschaften stand damals (1923) lediglich: »Walras gehörte zu denjenigen Nationalökonomen, die die Volkswirtschaft mathematisch zu behandeln versuchten«. Es wird Gesell trösten, daß er im heutigen repräsentativen Nachschlagewerk, dem Wörterbuch der Sozialwissenschaften, die fünffache Wertschätzung wie seinerzeit Walras erfährt: Ihm sind dort nämlich insgesamt zweieinhalb Spalten gewidmet worden.[3]

Eine ausführliche, gerechte und wohlwollend leutselige Würdigung hat Gesell in dem wohl bekanntesten Werk des 20. Jahrhunderts, nämlich in John Maynard Keynes' »General Theory of Employment Interest and Money« erfahren. Die Vertreter der nationalökonomischen Zunft entschuldigen diese ausführliche Würdigung Gesells durch Keynes damit, daß Keynes immer einen Hang zum Exzentrischen gehabt habe.[4] Keynes schreibt im 22. Kapitel seiner »Allgemeinen Theorie« über seine Vorgänger – ein wenig aphoristisch – und berichtet dann: »Es ist passend, an dieser Stelle des seltsamen unverdientermaßen übersehenen Propheten Silvio Gesell zu gedenken, dessen Werk Momente tiefer Einsicht zeigt und der lediglich verfehlte, bis zum letzten Sinn der Dinge vorzustoßen«.[5] Wer das tat, war natürlich Keynes selbst. Uneingeschränkten Respekt zollte Keynes jedoch der sozialphilosophischen Haltung von Gesell. Er schrieb: »Ich glaube, die Zukunft wird mehr vom Geiste Gesells als vom Geiste Marxens lernen. Das Vorwort zu 'Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld' wird dem Leser die moralische Höhe Gesells zeigen. Die Antwort auf den Marxismus ist nach meiner Ansicht auf den Linien dieses Vorwortes zu finden«.[6] Ich glaube, eine schönere Würdigung kann sich kein Schriftsteller wünschen.

3. *Zum Aufbau der utopischen Parabel*

Nun zum Aufbau der utopischen Parabel von Silvio Gesell. Sie weist Unterschiede und Parallelen zur klassischen »Utopie«, nämlich zur »Utopia«

1 Abzüglich bibliographischer Angaben. – Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 8. Bd., Jena 1928, S. 886.

2 Joseph A. Schumpeter, Geschichte der ökonomischen Analyse, Bd. II, Göttingen 1965, S. 1010.

3 Abzüglich bibliographischer Angaben. – Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, 4. Bd., Stuttgart-Tübingen-Göttingen 1965, S. 426 f.

4 In diesem Sinne: Gottfried Bombach, Keynesianische Ökonomie und die Ökonomie von Keynes, »Wirtschaftsdienst«, 56. Jg., 1976, H. 10, S. 331.

5 John Maynard Keynes, The General Theory of Employment Interest and Money, London 1964 (Nachdruck), S. 353.

6 Ebenda, S. 355.

des Thomas Morus auf.[1] Beiden, Silvio Gesell und Thomas Morus, ist der hintergründige Humor gemeinsam. Silvio Gesell beginnt seine Parabel mit einem Hommage, mit einer Vorbeugung vor Thomas Morus. Der erste Satz der Parabel lautet: »Auf dem gleichen Breitengrad wie Utopia und genau 360° ost-westlich dieser Insel liegt die *Insel Barataria*«. Nun muß man wissen, daß Utopia überhaupt nicht existiert; auch den 360. Breitengrad gibt es natürlich nicht. »Utopia« heißt – wörtlich aus dem Griechischen übersetzt –: Unland, Nicht-Land, Nirgendwo. »*Barataria*« ist die Insel »*Billig-Land;* »Billig-Land« nicht deswegen, weil die Produzenten zu wenig für ihre Ware bekämen, sondern *weil die Produktionskosten relativ gering seien und weil man daher relativ preiswert Waren beziehen könne.*

Unterschiedlich in den beiden Utopien ist die Besiedlung. In der »Utopia« des Thomas Morus gab es zuerst eine Urbevölkerung, Menschen, die genauso roh und ungebildet waren wie die Menschen der Alten Welt. Diese utopische Insel, die damals eine Halbinsel war, ist dann von König »Utopos« (König »Ohne-Land«) und seinen militärischen Gefolgsleuten erobert worden. Er hat sich die Ureinwohner Utopiens unterworfen und sie dann einem Erziehungsprozeß unterzogen, also der gewaltsame Akt der Überführung der alten Gesellschaftsordnung in eine neue. Die Insel »Barataria« ist dagegen von 500 Kolonisten eingangs des 17. Jahrhunderts besiedelt worden. Diese Kolonisten waren eigentlich auf dem Wege nach Amerika; sie erlitten Schiffbruch, retteten sich aber auf eine menschenleere Insel, die nachher »Barataria« hieß. Doch hatte die Umwelt keine Kenntnisse von der Rettung der Kolonisten, so daß diese von der Umwelt unbehelligt ihr Gemeinwesen aufbauen konnten.

Ähnlich wie in der »Utopia« des Thomas Morus ist auch in Silvio Gesells Parabel die Wahl der Eigennamen von hintergründigem Humor. Thomas Morus läßt die Erzählung von der Insel »Utopia« von Raffael Hythlodäus vortragen. Dieser heißt, wenn wir den Namen aus dem Griechischen übersetzen, Raffael »Schaumredner«. Dieser berichtet also über »Utopien« mit der Hauptstadt »Amaurotum«, die am Strome »Anydros« liegt, und mit dem Präsidenten »Ademos« an der Spitze. Der »Schaumredner« berichtet also über das Land »Nirgendwo«, seiner Hauptstadt »Schall und Rauch« am Flusse »Wasserlos« und über den Präsidenten »Ohne-Volk«.

Auch Gesell bedient sich dieses Stilmittels – wenn auch auf andere Art und Weise. So läßt er die utopische Parabel durch »*Juan Acratillo*« in die Öffentlichkeit einführen. Wenn wir diesen Namen aus dem Griechisch-

1 Vgl. hierzu: Joachim Starbatty, Die Interdependenz von Staat, Wirtschaft und Kultur in der »Utopia« des Thomas Morus – Die »Utopia« als Modell der klassenlosen Gesellschaft –, in: »Fragen der Freiheit – Beiträge zur freiheitlichen Ordnung von Kultur, Staat und Wirtschaft –«. Folge 123, Dezember 1976, S. 20 ff.

lateinisch-spanischen übernehmen, ist es der »Johannes Herrschaftslos«, der über die Insel »Barataria« berichtet. Hierin zeigt sich eine Grundströmung der Gesell'schen Parabel, nämlich ihr anarchistischer Zug – aber nicht ein Anarchismus, wie er heute allgemein verstanden wird, als terroristischer Anarchismus, sondern ein friedlicher Anarchismus; der Anarchismus als Versuch, die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung *wettbewerblich* so zu organisieren, *daß es staatlicher Eingriffe nicht bedürfe.* So ist bei Silvio Gesell Anarchismus zu verstehen.

Im Vorwort der Parabel wird kundgetan, daß das Manuskript von »*Pedro Tramposo*« in einer alten Privatbibliothek entdeckt worden sei. Auf deutsch ist Pedro Tramposo der »Peter Schwindler«, »Peter Lügenbold« oder »Peter von Münchhausen«. In dieser Parabel treten als Hauptfiguren auf: *Diego Martinez,* der Lehrer (ich nehme an eine Verkörperung Silvio Gesells), und als Gegenspieler: *Carlos Marquez,* also auf deutsch: Karl Marx.

Bei Thomas Morus wird der Bericht über die utopische Insel von Raffael Hythlodäus vorgetragen – Thomas Morus gibt diesen Bericht lediglich wieder. Bei Silvio Gesell wird die Parabel über das utopische Barataria in einer alten Privatbibliothek gefunden. Nun hat der Bücherfund einen mythischen Stellenwert. In der Gnostik oder im frühchristlichen Ritual wurden letzte Wahrheiten nicht durch Menschenmund ausgesprochen, sondern verschollene Bücher wurden gefunden, in denen die letzten Wahrheiten verzeichnet waren. Der Bücherfund ist also nichts anderes als das Entdecken unumstößlicher letzter Wahrheiten. Eine Nebenbemerkung: Auch in den säkularisierten religiösen Spielarten, etwa dem Marxismus-Leninismus, werden letzte Wahrheiten nicht durch Menschenmund ausgesprochen, sondern es wird solange gesucht, bis man bei den Propheten, also bei Karl Marx oder Lenin, eine passende Stelle gefunden hat; also das Aussprechen letzter Wahrheiten durch das Finden von Zitaten.

Die beiden Utopien haben gemeinsam, daß die Welt von einem Punkte aus kuriert wird. Bei Thomas Morus ist dies die Beseitigung des Privateigentums und der Ersatz des Ordnungsprinzips Wettbewerb durch das Prinzip Solidarität oder Brüderlichkeit. Das Resultat ist eine Gesellschaft absoluter Gleichheit und strengster Disziplin, die durch die Obrigkeit gewährleistet wird. Gesell kuriert dagegen die Gesellschaft von einem anderen Punkte aus. Der Zerfall der Gesellschaft in eine Klassengesellschaft sei keine Folge des Privateigentums an den Produktionsmitteln, sondern eine Folge der Ordnung oder besser: der *Unordnung des Geldwesens.* Das ist der »*nervus rerum*«; also nicht die Abschaffung des Privateigentums und des Wettbewerbs bringe die klassenlose Gesellschaft, sondern im Gegenteil die *Verwirklichung des Wettbewerbsprinzips,* vor allen Dingen die Verwirklichung des Wettbewerbsprinzips in der Geld- und Bodenordnung. So lautet die Losung von Gesell.

Diese Auseinandersetzung um die richtige Gesellschaftsordnung zeigt, daß die Gesell'sche Parabel auch als eine Abrechnung mit dem Marxismus verstanden werden kann. Daher erklärt sich auch der zunächst unverständische Titel der Gesell'schen Parabel: »Der verblüffte Sozialdemokrat«. Denn auch Marx und Engels waren ja Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei, wenngleich sich Engels über diesen Parteinamen mokiert hat;[1] das sozialdemokratische Gedankengut war in der ersten Zeit überwiegend marxistisch orientiert. In einem Nachdruck ist dann der Titel geändert worden; heute heißt die Schrift: »Die Wunderinsel – oder der verblüffte Marxist«. Dieser Titel soll darstellen, daß der Marxist beim Studium dieser Parabel öfter verblüfft ist, weil er neue, bisher übersehene Wahrheiten entdeckt. Der Titel »Wunderinsel« trifft m. E. den Charakter dieser Parabel nicht ganz, da Gesell keine Wunderinsel schildert, die einen neuen Menschen voraussetzt, sondern eine Insel, die den Menschen so läßt, wie er ist, und versucht, durch institutionelle Änderungen der Wirtschaftsordnung eine ideale Gesellschaft zu erreichen. Insofern ist also das, was in Barataria entstanden ist, für Gesell kein »Wunder«, sondern die Konsequenz bestimmter *ordnungspolitischer Ideen.*

Die zentrale Frage bei Gesell lautet: Welche Institutionen sind geeignet, privates Handeln, gerade wenn es eigennützig ist, in Richtung sozialer Zwecke zu kanalisieren. Gesell will nicht den Eigennutz des Menschen durch die Erziehung des neuen Menschen abschaffen, sondern er versucht, den Eigennutz des Menschen durch institutionelle Regelungen in Handlungen umzumünzen, die soziale Zwecke realisieren, etwa das Gewinnprinzip im Sinne einer optimalen Bedürfnisbefriedigung der Gesamtbevölkerung zu nutzen. Es geht also nicht um die Abschaffung des Eigennutzens, sondern es geht um dessen rechte, sozial erwünschte Kanalisierung.

Wiederum eine Nebenbemerkung: Paradox ist, daß diejenigen Sozialphilosophen den Wettbewerb und den Eigennutz als Ordnungsprinzipien akzeptierten, die gütige und hilfsbereite Menschen waren, wie etwa David Hume, Adam Smith, John Stuart Mill, Ricardo, Malthus oder auch Silvio Gesell; diejenigen dagegen, die eine Gesellschaft auf den ordnungspolitischen Prinzipien »gemeinschaftliche Planung, Gemeinnützigkeit und Brüderlichkeit« aufbauen wollen, waren in der Regel mißtrauisch, brutal, herzlos und rücksichtslos wie Robbespierre, Marx, Lenin, Trotzky oder Stalin.

Nun zur Analyse der utopischen Parabel von Gesell selbst. Die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung der *Baratonen,* wie wir die Bewohner der Insel »Barataria« nennen wollen, durchläuft insgesamt *drei Stadien:* zuerst das

1 Friedrich Engels, zitiert nach W. I. Lenin, Staat und Revolution, Berlin-Wilmersdorf 1918, S. 74.

Stadium der *kommunistischen Gesellschaftsordnung - gemeinschaftliche Planaufstellung,* gemeinschaftliches Eigentum und gemeinschaftliche Verantwortung; dann das Entstehen der *idealen Wirtschaftsordnung, das Aufblühen der Insel Barataria durch die Etablierung einer richtigen Geldordnung;* und schließlich der *Niedergang des Gemeinwesens durch geldpolitische Experimente.*

III. *Kritik der kommunistischen Gesellschaftsordnung auf Bataria*

Zunächst zur Phase der kommunistischen Gesellschaftsordnung auf der utopischen Insel Barataria. Zu Anfang betrieben die Baratonen ihre Wirtschaft kommunistisch; jedoch nicht lange, so berichtet unser Chronist Juan Acratillo. Der Lehrer Diego Martinez habe eines Tages die Kolonisten zusammengerufen und ihnen folgendes aus den bisherigen Erfahrungen unterbreitet: Der Kommunismus habe zwar mehr geleistet, als sie erwarten durften; jedoch leiste er nicht das, was man von der vollen persönlichen Freiheit, Unabhängigkeit und Selbständigkeit erwarten dürfe; so wie uns das Hemd näher sei als der Rock, so sei es auch mit Egoismus und Altruismus; der Selbsterhaltungstrieb werde immer über den Arterhaltungstrieb siegen. Die Konsequenz der Annahme, daß man den Arterhaltungstrieb über den Selbsterhaltungstrieb stellen kann, führt unweigerlich dazu, den Menschen so zu erziehen, daß er den Arterhaltungstrieb höher schätze. Alle kommunistischen Gesellschaftsordnungen müssen zunächst einmal eine Erziehungsdiktatur durchlaufen, sie sind auf die ideologische Indoktrination angewiesen. Doch zeigen die Erfahrungen der sich kommunistisch oder sozialistisch nennenden Staaten, daß der Mensch, wenn er ideologisch indoktriniert wird, nicht zum neuen Menschen wird, sondern zum geistigen und moralischen Krüppel.[1] Der Versuch, den Eigennutz durch Erziehung abzuschaffen, führt nicht zur Beseitigung des Eigennutzes; der Eigennutz sucht sich vielmehr andere Kanäle: Wie schlüpft man durch die Maschen des disziplinären Obrigkeitsstaates. So hat Hedrick Smith in seinem Erfahrungsbericht eine russische Rechtsanwältin mit dem Wort zitiert, Durchschlüpfen sei russischer Nationalsport.[2]

Weiter sagt Diego Martinez, die Tatsache, daß alle Verantwortung trügen, hätte die Konsequenz, daß *keiner* Verantwortung trüge. Verrotte das Handwerkszeug im Freien, dann sei es nicht das persönliche Handwerkszeug, sondern das der Allgemeinheit. Erfriere eine Erdbeerkultur, weil sie nicht sorgfältig genug abgedeckt sei, dann wäre es nicht die eigene, sondern die der Allgemeinheit. Auch orientierten sich die Menschen in ihrem Arbeits-

1 Vgl. hierzu: Andrej Amalrik, Kann die Sowjetunion das Jahr 1984 erleben? Zürich 1970, S. 45.
2 Hedrick Smith, Die Russen, Bern und München 1976, S. 22.

eifer leider nicht am Besten, sondern immer am Langsamsten. Viele Leute versuchten immer, auf Kosten anderer Leute Fleiß durchs Leben zu kommen. Der Einzelne sei nicht genügend motiviert, sich für die Gemeinschaft abzuplagen.

Die Verteilung von Orden und Ehrenzeichen ist offensichtlich nicht genug, um die Menschen zur Einhaltung der Arbeitsdisziplin anzuhalten. Sie versuchten, wie es heute in der sozialistischen Praxis üblich ist, durch Tricks und Fälschungen die Normen zu erfüllen;[1] wenn eine Eierfarm beispielsweise das Soll um 20% unterschreite, dann werde nicht in die Bücher hineingeschrieben: »Wir haben das Soll nicht erfüllt«, sondern dann heißt es: »Soll hundert Prozent erfüllt, zwanzig Prozent Bruch«. Die ordnungspolitische Konsequenz lautet auch in der sowjetischen Gesellschaft, daß die Motivation richtig gesteuert werden müsse, damit Mikro- und Makro-Rationalität zusammenfielen – Mikro-Rationalität ist das eigennützige Interesse, Makro-Rationalität ist das gesamtgesellschaftliche Interesse –; das heißt, man versucht Mikro-Rationalität und Makro-Rationalität durch geeignete institutionelle Steuerungsmechanismen in Übereinstimmung zu bringen. Dies ist letztlich eine Abkehr von dem Glauben an den neuen Menschen. Es ist ein Rückgriff auf die zentrale Idee des Liberalismus, institutionelle Regelungen einzuführen, die privates und öffentliches Interesse in Übereinstimmung bringen. Einer der ideologischen Begründer der sowjetischen Wirtschaftsreform von 1965, Evsey G. Liberman, schreibt dazu: »Es muß unausgesetzt ein Mechanismus wirken, der in der Praxis bestätigt, daß die Erfolge jedes Kollektivs und jedes Werktätigen im Interesse der Gesellschaft in gerechter Weise moralisch und materiell entlohnt werden und daß alle auf diesem Wege möglichen Fehler und Ungenauigkeiten und Abweichungen unter Beteiligung der Produzenten selbst korrigiert werden«.[2] Dieses Zitat von Libermann ist eine klare Bestätigung der Auffassung von Silvio Gesell, daß die Verantwortung in einer kommunistischen Gesellschaft nicht unmittelbar genug ist; daher auch der Versuch des Einbaus des Wettbewerbsprinzips in die Zentrale Planung, die Einführung von Absatz- und Rentabilitätskennziffern (Stichworte: materielle Interessiertheit oder ökonomische Hebel).

Diego Martinez wirft der kommunistischen Gesellschaft ferner vor, daß es nicht gelinge, neue Produktionsmethoden durchzusetzen; neue Produktionsmethodem müßten nämlich mit dem Kollektiv abgesprochen

1 Vgl. zur sozialistischen (oder kommunistischen) Praxis in der Sowjetunion: Hedrick Smith, a. a. O., passim und Jerome Kaiser, Alle Kinder Lenins – Alltag einer Weltmacht, Reinbek bei Hamburg 1976, passim.

2 Evsey G. Libermann, Ökonomische Methoden zur Effizienzsteigerung der gesellschaftlichen Produktion, Berlin (Ost) 1973, S. 141.

werden. Das Kollektiv sei von Haus aus konservativ nach dem Motto: Wenn wir es bisher so gemacht haben, warum sollten wir nicht so weitermachen? Und: Das ist doch bisher gut gelaufen – wer weiß, ob das neue ebenso gut läuft? – Infolgedessen besteht immer eine Abneigung gegen Einführung von Neuerungen; der einzelne »dynamische Unternehmer« – wie Joseph Schumpeter sagen würde – würde mutlos und würde nicht mehr in den Versammlungen seine neuen produktionstechnischen oder organisatorischen Neuerungen vortragen. Diese Analyse trifft auch auf die jetzige sowjetisch-russische Wirtschaft zu, die ebenfalls Schwierigkeiten hat, technischen Fortschritt durchzusetzen und deswegen auf den Import westlicher Technologien angewiesen ist.[1]

Weiter kreidet Silvio Gesell nicht in der Parabel selbst, sondern im Vorwort zu seiner »Natürlichen Wirtschaftsordnung« der kommunistischen Idee die Verlogenheit der Annahme der gleichen Einkommensverteilung an.[2] Ein kommunistisches Essential ist ja die Gleichverteilung. Im Kommunismus, im Endstadium der Menschheit sollte dieser Grundsatz realisiert sein: jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen. Die Verteilung erfolgt in der kommunistischen Gesellschaft nicht über den Markt, sondern über die Obrigkeit. Wenn die Verteilung in einer Gesellschaft durch den Markt abgeschafft wird, dann schaffen wir *nicht die klassenlose Gesellschaft, sondern* dann schaffen wir letztlich *die Privilegien-Gesellschaft,* wo sich die Obrigkeit selbst Privilegien einräumen kann. Wenn die »herrschende Klasse« der Privilegien-Gesellschaft schon die Eigenschaft des »neuen Menschen« hätte, nämlich selbstlos auf Privilegien zu verzichten und die Güter vornehmlich denjenigen zuzuweisen, die schmutzige und harte Arbeit verrichten, dann und nur dann wäre das Entstehen einer Privilegien-Gesellschaft nicht von Übel. Aber der Erziehungsprozeß hat leider auch bei der herrschenden Klasse keine rechte Frucht getragen, denn der Weg zur sogenannten klassenlosen Gesellschaft ist kein Weg zur Gleichverteilung, sondern ein Weg zu einer außerordentlich differenzierten Klassengesellschaft, die man eine Vier-Klassen-Gesellschaft nennen kann:

– Die erste Klasse, der »kommunistische Adel«, darf sich in freier Wahl von dem nehmen, was da ist; allein für diese »Klasse« ist der Grundsatz: »Jedem nach seinen Bedürfnissen« Wirklichkeit geworden;

– die zweite Klasse repräsentieren die sog. Staatspreisträger, Partei- und Staatsbürokratie, verdiente Meister der Kultur, der Wissenschaft und des Sports, die besondere Zuweisungen erhalten;

1 Vgl. hierzu: Jochen Röpke, Der importierte Fortschritt. Neuerungsimporte als Überlebensstrategie zentralkoordinierter Systeme, »ORDO«, Jg. 27, 1976, S. 223 ff.

2 Silvio Gesell, Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld, 5. Aufl., Rehbrücke bei Berlin 1922, S. XIII.

– die dritte Klasse hat Beziehungen zur Obrigkeit oder zum Verkaufspersonal und kommt dann und wann in den Genuß von Ferienreisen, in den Genuß komfortablerer Wohnungen oder anderer Seltenheitsgüter;

– die vierte Klasse schließlich muß mit dem vorlieb nehmen, was übrig bleibt.

Diese Entwicklung ist eine geradezu klassische Bestätigung der Vermutung Silvio Gesells, daß es in der neuen Gesellschaft, der kommunistischen Gesellschaft, *nicht* zur Gleichverteilung komme.

Unsere Schlußfolgerung: Die Analyse und Prognose Silvio Gesells über die kommunistische Gesellschaftsordnung ist durch die praktischen Erfahrungen voll bestätigt worden. Auf jeden Fall leuchteten die Argumente den Baratonen ein; sie waren bereit, ihre Wirtschaftsordnung zu ändern. Diego Martinez schlägt ihnen die Ablösung der kommunistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung durch eine marktwirtschaftlich orientierte vor. Die baratonische Volksversammlung beschließt die *Etablierung der Marktgesellschaft.*

IV. *Aufblühen des baratonischen Gemeinwesens durch Privateigentum, Wettbewerb und Schwundgeld*

Zunächst wird das bisher gemeinschaftlich genutzte *Land* verteilt und zwar auf dem Wege der Versteigerung. Der schlechteste *Boden* wird umsonst vergeben; diejenigen, die besseren Boden haben wollen, weil er günstiger liegt oder weil er ertragreicher ist, müssen die monetären Äquivalente für Lage- und Qualitätsrente an einen gemeinschaftlichen Fonds abführen; aus diesem gemeinschaftlichen Fonds werden dann soziale Zwecke finanziert. Diese Bodenversteigerung soll gleiche Startchancen für alle realisieren.

Das Hauptproblem für die Baratonen ist aber, daß eine Marktgesellschaft eines universellen Tauschmittels bedarf. Wenn man unabhängig voneinander produziert und sich aus Gründen der Kostenersparnis auf eine bestimmte Produktion spezialisiert, müssen Waren ausgetauscht werden. Man bedarf dann eines Mittels, das den Tausch erleichtert. Man bedarf eines allgemein akzeptierten *Tauschmittels*, das wir *Geld* nennen wollen.

Zunächst tauchte in Barataria die Frage auf, wie denn das umlaufende Geld gedeckt sein sollte, da Gold in Barataria nicht vorhanden war. Bei der Diskussion der Deckung der umlaufenden Währung zeigt sich wieder der hintergründige Humor Silvio Gesells. Es werden zwei Vorschläge zur Deckung des umlaufenden Geldes eingebracht: einmal »Kartoffeln« und zum anderen »Mist«.

Für Kartoffeln als Deckung spräche, daß jeder Kartoffeln produzieren könne. Die produzierten Kartoffeln würden von der Zentralnotenbank gegen

entsprechende Quittierung entgegengenommen – etwa: eingeliefert ein Zentner Kartoffeln, zehn Zentner Kartoffeln, hundert Zentner Kartoffeln. Bei Vorlage der Quittungen bei der Notenbank würden die entsprechenden Kartoffelmengen wieder ausgehändigt. So besteht also volle Konvertibilität, um einen modernen Begriff zu verwenden. Diese Kartoffelscheine laufen dann innerhalb Baratarias als Geld um. Gegen das Deckungsmittel »Kartoffel« spräche, daß es als Gut nicht universell genug sei, daß man einen Stoff brauche, der universeller sei. Was aber sei universeller als Mist? Denn Mist sei derjenige Stoff, der die Fruchtbarkeit der Erde erhöhe. Insofern sei also das Gut »Mist« sehr viel universeller als das Gut »Kartoffeln«. Infolgedessen sollte man »Mist« zur Deckung des umlaufenden Geldes verwenden. Die Baratonen standen also vor der Alternative »Kartoffelwährung« oder »Mistwährung«. Die Männer Baratarias plädierten aus währungstechnischen Gründen für die Mistwährung, die Frauen aus ästhetischen Gründen für die Kartoffelwährung. Natürlich haben sich die Frauen in Barataria durchgesetzt. Die Baratonen haben sich also für die Kartoffelwährung entschieden.

Betrachten wir die *Kartoffelwährung* aus systematischer Sicht, so ist folgendes bemerkenswert: Da ist einmal die Idee der Waren-Reserve-Währung, also eine Idee, die jetzt wieder aufkommt, nämlich daß bestimmte Waren als Deckung für umlaufende Geldmittel gelten, und dann, womit uns ja Herr Professor Schüller bekannt gemacht hat[1] – und dies scheint mir außerordentlich wichtig –, bei der Geldschöpfung ist nicht das Monopolprinzip, sondern das Konkurrenzprinzip verwirklicht worden; denn jeder kann Kartoffeln produzieren, jeder kann also Geld produzieren. Die baratonische Kartoffelwährung ist sozusagen eine Waren-Reserve-Währung und zugleich eine Währung, für die das Konkurrenzprinzip gilt; wer Geld brauchte, konnte Kartoffeln anpflanzen, diese Kartoffeln bei der baratonischen Notenbank abliefern; er erhielt dafür entsprechende Noten, die in der baratonischen Wirtschaft als Geld umliefen.

Nun lautet der übliche Einwand gegen eine Währung, die auf dem Konkurrenzprinzip basiere, daß sie zur Inflation tendiere. Wenn jeder Geld schaffen könne, warum sollte er das nicht tun? Die Frage lautet also, ob die *baratonische Kartoffelwährung eine inflationistische Komponente* in sich birgt. Ob diese Vermutung richtig ist, können wir anhand eines kleinen Modells feststellen. Wir gehen davon aus, daß in Barataria nur zwei Produkte hergestellt werden – Kartoffeln und Getreide – und daß der Arbeitsaufwand für einen Zentner Kartoffeln dem Aufwand für einen Zentner Weizen

1 Alfred Schüller: »Schuldnerprivilegien als Inflationsursache – konkurrierende Währungen ein Ausweg?« Vortrag, gehalten anläßlich der Tagung »Die Währungsfrage als Rechtsproblem« im Juli 1977 in Herrsching/A. Erscheint im Druck in »Fragen der Freiheit« Nr. 130 Januar/März 1978

entspricht, daß sich also ein Zentner Weizen gegen einen Zentner Kartoffeln tauschen möge. Wenn nun die Baratonen, um über mehr Geld zu verfügen, fünzig Prozent ihrer Arbeitskraft zusätzlich für die Kartoffelproduktion verwenden und entsprechend weniger für die Weizenproduktion, dann kommt auf 1,5 Zentner Kartoffeln nur noch 0,5 Zentner Weizen. Wenn die Baratonen dann die Kartoffeln der baratonischen Notenbank anbieten, so bekommen sie entsprechend mehr Noten. Dieses zusätzliche Geld stößt auf ein kleineres Getreideangebot, so daß per saldo der Getreidepreis um das Dreifache steigen muß. Dann entdecken die Baratonen, daß es für sie lohnender ist, Getreide anzubauen, da sie bei der Getreideproduktion das Dreifache verdienen. Infolgedessen werden sie im nächsten Jahr die Kartoffelproduktion entsprechend einschränken und stattdessen Weizen produzieren. Ihren Bedarf an Kartoffeln decken sie nicht aus der laufenden Produktion, sondern verschaffen sich die benötigte Menge durch Rückgabe der Notenbankquittungen; das heißt der Geldumlauf wird verkleinert und das Angebot an Getreide ist gestiegen. Der inflationäre Effekt der ersten Phase ist durch eine entsprechende Umorientierung der Produktionsstruktur rückgängig gemacht worden.

Es sind also in Barataria außerordentlich moderne Ideen verwirklicht worden: Kartoffeln als *Waren-Reserve-Währung*, das *Konkurrenzprinzip bei der Geldschöpfung* und die *automatische Bremse an der Geldschöpfungsmaschine*. Insofern kann man die Kartoffelwährung als eine außerordentlich günstige und elegante Lösung des baratonischen Währungsproblems betrachten.

Aber nach einem Jahr stellte der Notenbankleiter – nämlich Diego Martinez, den man zum Notenbankleiter gemacht hatte – einen Schwund der Kartoffelreserven um 20 Prozent fest. Das hatte aber niemand bemerkt; lediglich bei der Jahresprüfung kam heraus, daß die umlaufende Währung nicht zu hundert Prozent in Kartoffeln gedeckt war, sondern nur noch zu 80 Prozent. Es wurde vorgeschlagen, daß man jeden baratonischen Bürger zu einer entsprechenden Abgabe an Kartoffeln an die Notenbank veranlassen müßte, daß man also eine *Geldsteuer* erheben müßte. Dies fand aber nicht den Beifall von Diego Martinez, weil nicht alle Leute sich des Umlaufmittels Geld bedienten, sondern die benötigten Güter in Eigenwirtschaft produzierten; es wäre ungerecht, daß diejenigen, die mit dem Gelde überhaupt nicht in Berührung kämen, die gleiche Steuer wie andere zahlen müßten. Man sollte daher ein neues Deckungsmittel einführen – oder: brauchte man überhaupt ein Deckungsmittel? Wenn die Leute das Kartoffelgeld angenommen hätten, obwohl es nicht zu hundert Prozent gedeckt gewesen sei, würden sie dann nicht auch ein Umlaufsmittel akzeptieren, das überhaupt nicht gedeckt sei? Reiche es nicht aus, daß ein

Umlaufsmittel Tauschakte ermögliche? Um so mehr die umlaufenden Noten zum allgemeinen Tauschmittel würden, desto entbehrlicher werde die Deckung. »Das Geld braucht an sich gar keine Deckung. Seine Verwendung, seine Nützlichkeit als Tauschmittel muß vollkommen genügen, um die Nachfrage nach diesem Geld zu erzeugen. Und mehr Deckung braucht keine Ware als Nachfrage«. Es wird also als Ersatz für die Kartoffelwährung letztlich eine *stoffwertlose Währung* vorgeschlagen. Aber daran knüpfen sich zwei Fragen an: Wer produziert dieses Geld, dieses stoffwertlose Geld, und wie wirkt sich die Abschaffung des Konkurrenzprinzips aus?

Eine Frage an das Publikum: Haben Sie die Sache mit dem stoffwertlosen Geld gänzlich verstanden? Kaum – das macht aber nichts; denn auch die Baratonen haben da nicht ganz durchgeblickt.

Deswegen hat Diego Martinez eine andere Lösung des Währungsproblems vorgeschlagen, die leichter in die baratonischen Köpfe ginge; denn eine Volksversammlung solle nichts beschließen, was sie nicht restlos überblicken könne. Daß dadurch manch vernünftiger Vorschlag nicht verwirklicht werden könne und stattdessen schlechtere Lösungen akzeptiert werden müßten, sei dann eben hinzunehmen. Alles in der Welt habe seinen Preis – auch die Demokratie. »Fiat democratia et pereat mundus«, läßt Gesell seinen Diego Martinez in Abwandlung einer bekannten Sentenz sagen.

Es darf allerdings nicht unerwähnt bleiben, daß die Maxime, jede Versammlung solle nur das verabschieden, was sie gänzlich verstanden habe, außerordentlich viel für sich hat, da sich dann der intellektuelle »Windbeutel« mit seinen Vorschlägen nur schwer durchsetzen kann. Viele der derzeitigen Übel bei uns und anderswo wären dann nicht entstanden. Auch Silvio Gesell beschreibt die Vorteilhaftigkeit eines solchen Grundsatzes sehr klar. *Leider* haben sich die Baratonen an diesen Grundsatz bei der Behandlung der Anträge des Carlos Marquez nicht gehalten, was ihnen, wie wir noch sehen werden, schlecht bekommen ist.

Diego Martinez hält sich jedoch an diesen Grundsatz und schlägt statt des stoffwertlosen Geldes ein Umlaufsmittel vor, das stofflichen Charakter, aber keinen Wert an sich hat und bei dem sich nicht die Problematik des Schwundes der zentralen Währungsreserven, die bei der Zentralnotenbank lagern, ergibt. Auf der Insel Barataria, so führt Diego Martinez aus, gebe es einen einzigen Baum, der geschmacklose und wertlose Nüsse liefert, die Kinder brauchten sie allenfalls für ihre Murmelspiele. Dieser Baum, der *Pinus moneta*[1] oder auf deutsch: die *Geldkiefer*, solle jetzt die Zentralnotenbank ersetzen. Er schlägt folgendes Umtauschverhältnis vor: Ein Zentner Kartoffeln entspreche einem Pfund Nüsse des *Pinus moneta*. Die Preise in Barataria tauschen sich dann entsprechend dem Gewicht der Nüsse: ein Gramm Nuß, fünf Gramm Nüsse, zehn Gramm Nüsse usw.

1 Siehe am Ende des Aufsatzes

Die Preise für baratonische Güter werden im Gewicht der Früchte des *Pinus moneta* ausgedrückt.

Als Deckung für die umlaufenden Nüsse schlägt in der Volksversammlung Carlos Marquez, der sich als der Gegenspieler von Diego Martinez entpuppt, die verfaulten Kartoffeln, die in den Kellern der Notenbank lagerten, vor; denn die »wertlosen« Nüsse des *Pinus moneta*, deren Produktion keine menschliche Arbeit gekostet hätte und die keine »Arbeitsgallerte« vorstellten, könnten nur durch den auf sie »übertragenen Wert« der Kartoffeln als Geld gelten. »Das Geld kann nur den Wert eintauschen, den es selber hat«, so sagte Carlos Marquez. Auch wenn die Kartoffeln vollständig verfaulten, so schade das nichts, da der Wert, den diese durch die aufgewandte Arbeitszeit in sich bürgen, »nach Abstraktion aller körperlichen Eigenschaften« verbleibe und auf die Nüsse des *Pinus moneta* übergehe. (Wie man leicht erkennen kann, verspottet Silvio Gesell hier die Marx'sche Arbeitswerttheorie.) Da die Baratonen kein Wörtchen von den Ausführungen des Carlos Marquez verstanden, so fährt Gesell fort – auch dies wieder ein Seitenhieb gegen Marx und die schwer verdauliche Kost, die er dem Leser zumutet –, so wurde der Vorschlag in der baratonischen Volksversammlung einstimmig angenommen.

Wichtig ist, daß bei Geltung der Nüsse des *Pinus moneta* nicht nur der Stoffwertcharakter der Währung aufgehoben ist, sondern auch *das Konkurrenzprinzip durch das Monopolprinzip* ersetzt worden ist. Denn nun kann nicht jeder mehr nach eigenem Gutdünken Geld produzieren, sondern es gibt einen Monopolisten in der Geldschöpfung, nämlich den *Pinus moneta*. Doch ist die Geldschöpfung nicht diskretionärer Politik überlassen, sondern es gibt für die Geldversorgung strikte Regeln; man würde heute sagen: Der Ansatz von Silvio Gesell ist regelgebunden.

Wie wollen wir nun diese neue Währung des *Pinus moneta* nennen? Nicht »Moneten«, weil damit ja jegliches Geld gemeint sein könnte. Ich schlage stattdessen einen rheinischen Dialektausdruck für Geld vor, der sich vielleicht sogar von »Pinus« ableitet. Ich schlage vor, dieses Geld auf Barataria »Pinunzen« zu nennen. Der Ausdruck »Pinunzen« stammt nicht von Silvio Gesell; das ist mein eigener schöpferischer Beitrag zur utopischen Parabel von Silvio Gesell.

Dieses Geld, *die Pinunzen*, haben eine weitere sehr wichtige Eigenschaft: Ihr Gewicht geht jährlich um 10% zurück, das heißt 10 Pfund Nüsse am Jahresanfang wiegen am Jahresende nur noch 9 Pfund. Die Pinunzen unterliegen einem kontinuierlichen Schwund; wir haben sozusagen ein stoffliches *Schwundgeld* vor uns. Diego Martinez schlägt nun vor, und die Volksversammlung nimmt diesen Vorschlag an, daß zu Beginn eines jeden Jahres die Notenbank diese 10% Gewichtsverlust aus der

laufenden Produktion des *Pinus moneta* ersetzt, indem sie Waren kauft oder Dienstleistungen nachfragt. Wenn wir dies jetzt aus volkswirtschaftlicher Sicht werten, so liegt eine Einkommens*um*verteilung vor, denn das Gemeinwesen kauft am Anfang jedes Jahres durch die Notenbank zehn Prozent des Bruttosozialprodukts. Das heißt, der Schwund der Pinunzen ist nichts anderes als eine Steuer. Schwundgeld oder Inflation kann als eine Steuer betrachtet werden, aber nicht – wie heute – außerhalb, sondern innerhalb der Legalität. Denn es ist ja so durch demokratischen Beschluß akzeptiert worden, daß der Wert des Geldes jedes Jahr um 10 Prozent schwindet und daß der Staat diesen Schwund durch Kauf von Gütern wieder auffüllt. Jedes Jahr kann der Staat 10% des Bruttosozialprodukts in Anspruch nehmen und beispielsweise Infrastrukturobjekte finanzieren.

Der Schwundgeldcharakter der Pinunze hat noch eine weitere äußerst wichtige Konsequenz: *Darlehen werden* in Barataria *zinslos vergeben* – nicht, weil die Baratonen so viel anständiger sind als wir, sondern weil sie ein Interesse daran haben, ihr Geld loszuwerden; denn wenn das Halten von Geld mit einem Schwund von 10% bestraft wird, dann ist es günstig, jemanden zu finden, der die Aufbewahrung übernimmt und die Kosten des Schwundes trägt. Derjenige, der Kredite aufnimmt, erleidet keinen Verlust, da er das aufgenommene Geld sofort wieder in den Kreislauf bringen kann, also relativ wenig vom Schwund des Geldes betroffen ist. Insofern hat also der Schwund der Pinunzen die Konsequenz, daß Darlehen zinslos gewährt werden. Nun, wenn wir ganz korrekt sind, dann muß man feststellen, daß derjenige, der Darlehen gibt, doch einen Zins erhält; denn er wird von der Steuer, der 10%igen Steuer an den Staat, ausgespart. Wenn er 100 Pinunzen Anfang des Jahres hat und im nächsten Jahr den Gegenwert von 100 Pinunzen erhält, dann hat er keine Steuer an den Staat bezahlt. Wir können die Vermeidung der 10%igen Steuer als Zins auffassen.

Nun, die Konsequenzen der baratonischen Geldordnung waren sehenswert, sehenswert insofern, als diese Insel schnell aufblühte. Dabei gab es nicht den Effekt der Spaltung in Arme und Reiche. Aber Sie wissen aus der geschichtlichen Erfahrung: Je wohlhabender ein Volk ist, desto mehr neigt es zu Experimenten. Oder in der Sprache des Volksmundes: Wenn's dem Esel zu wohl geht, dann geht er auf's Eis. So auch die Baratonen.

V. *Niedergang des Gemeinwesens durch eine Änderung der Bemessungsgrundlage – vom Gewicht zum Hohlmaß*

Eines Tages trat in der Volksversammlung der Carlos Marquez auf und sagte, er hätte zwar vermutet, daß die Änderung der Wirtschaftsordnung

zu Krisen und Stockungen geführt hätte; das sei zwar nicht eingetreten, aber es sei doch ungünstig, daß die Baratonen, wenn sie ihr Geld zuhause aufbewahrten, einen Schwund hinnehmen müßten; dieser Schwund des Geldes führte dazu, daß sie immer sofort Waren kaufen und sich große Warenläger anlegen müßten. Es wäre doch sehr viel bequemer, wenn sie jetzt nicht Waren als Reserven zuhause aufbewahrten, sondern ihre Pinunzen in kleinen Säckchen. Das wäre praktischer und würde weniger Platz brauchen, den man anderweitig benutzen könnte – als Freizeiträume zum Beispiel. Er schlägt daher vor, den Wert der Währung nicht mehr nach Gewicht, sondern nach Hohlmaß zu messen; denn die Pinunze verliere jährlich 10% Gewicht, doch bleibe das Volumen der Pinunze gleich. Wenn daher der Wert des Geldes nicht nach Gewicht, sondern nach Hohlmaßen bemessen würde, dann gäbe es keinen Schwund des Wertes. Diejenigen, die sparen wollten, brauchten sich nicht die Keller mit Waren vollzustopfen, sondern könnten ihre Nußsäckchen in einen kleinen Schrank stellen.

Gegen diesen Vorschlag der Änderung der Bemessungsgrundlage wandte Diego Martinez ein, daß die Änderung der Bemessungsgrundlage vom Gewicht zum Hohlmaß nicht eine nebensächliche Änderung sei, sondern grundsätzlicher Natur und den Ruin eines blühenden Gemeinwesens bedeuten könne. Er glaube, daß, wenn jetzt das Geld als Wertaufbewahrer benutzt werden könnte, dies gravierende Konsequenzen für die gesamte Wirtschaft habe; der einzelne würde nicht mehr gezwungen sein, sein Geld in Umlauf zu bringen, sondern könnte das Geld zuhause halten. Und dann, so vermutete er, könne sich die Zinswirtschaft einstellen. Sehe der einzelne sich nicht mehr gezwungen, sein Geld in Umlauf zu bringen, dann könne er warten; das Warten könne bedeute, daß man ihm einen Zins zahlen müsse als Preis für den Verzicht auf Liquidität. Als abschreckendes Beispiel verweist Diego Martinez auf ein Geschehnis des Alten Testamentes, auf das 1. Buch Moses: Joseph als Berater des Pharao habe über die Beherrschung des Geldwesens das ägyptische Volk in die Leibeigenschaft gezwungen. Er, Diego Martinez, vermute, daß sich etwas Ähnliches in Barataria ereignen werde.

Aber wie schon gesagt: »Es blühe die Demokratie, wenn auch die Welt untergehe«; die Baratonen haben sich dem Vorschlag von Carlos Marquez – Änderung der Bemessungsgrundlage – einstimmig angeschlossen.

»Von nun an ging's bergab« in Barataria. Die Baratonen wollten ihre Vorräte nicht mehr in Kellern halten, sie wollten verkaufen. Alle Baratonen packten also ihre Warenreserven auf die Karren, fuhren zum Markt, aber keiner wollte kaufen. Und da sagte Carlos Marquez: »Seht, ich habe es euch immer schon gesagt, die kapitalistische Wirtschaft neigt zur Überproduktion«. Die Baratonen zogen also unverrichteter Dinge wieder vom

Markte ab. Schließlich kam ein findiger Baratone auf die Idee, sich die Deckung der umlaufenden Pinunzen aushändigen zu lassen. Sie wissen, das waren die verfaulten Kartoffeln als die »kristallisierte Arbeitsgallerte«. Natürlich konnte man diesen Wert, diese »kristallisierte Arbeitsgallerte«, nicht tatsächlich aushändigen. Infolgedessen wurden demjenigen, der das Darlehen haben wollte, zusätzliche Nüsse gegeben. Dies tat man deswegen, weil dieser findige Baratone den Mitbürgern klar gemacht hatte, es sei für die Volkswirtschaft nützlich, daß für Nachfrage gesorgt sei, er würde mit Hilfe des Kredites den Markt räumen. Er erhielt ein zinsloses Darlehen, also der Prozeß der Kreditschöpfung auf der Grundlage der »kristallisierten Arbeitsgallerte«. Dieser Baratone kaufte tatsächlich alle Waren auf. Er war jetzt allein im Besitz der baratonischen Warenreserven, er war Monopolist.

Bei der nächsten Aussaat stellten die Baratonen fest, daß sie zwar Nüsse in ihren Vorratsschränken hatten, aber keine Früchte mehr für die Aussaat; sie mußten ihre Früchte von dem findigen Baratonen zurückkaufen, der ihnen teuer verkaufte, was er ihnen billig abgenommen hatte. Daraus haben die Baratonen gelernt, sie behielten eine kleine Warenreserve als Vorrat. Doch bei der Ernte stellten sie fest, daß dieser findige Baratone sie wieder übers Ohr gehauen hatte; denn er hatte alle Karren und alle Säcke aufgekauft. Sie mußten Säcke und Karren um teures Geld zurückkaufen.

Eines Tages kommt unser findiger Baratone auf die Idee, eine Depositenbank zu gründen. Er läßt folgendes ausrufen – ich zitiere jetzt frei –: »Ihr Baratonen, ihr haltet eure Nüsse immer in euren Schränken, das ist witzlos. Ich biete euch für täglich fälliges Geld 1%, für Zwei-Monats-Geld 2% und für Jahresgeld 3% Zins«. Die Baratonen waren begeistert, brachten alle ihre Nüsse zu diesem findigen Baratonen, der jetzt nicht nur die Warenproduktion, sondern auch die Geldzirkulation kontrollierte. Und jetzt sagte dann Carlos Marquez – ich zitiere wiederum frei –: »Seht ihr, ich habe es immer gewußt, dem Privateigentum an den Produktionsmitteln ist die Mehrwert gebärende Maschine immanent, der Zins ist nichts anderes als der monetäre Ausdruck dieser Mehrwert gebärenden Maschine, hervorgerufen durch die private Eigentumsform an den Produktionsmitteln«.

Die Gründung der Depositenbank zeigt zweierlei: Die Geldkontrolle wird in einer Hand konzentriert, und Kredite werden nicht mehr zinslos abgegeben; die Baratonen erhalten jetzt einen Zins, wenn sie ihre Nüsse zur Depositenbank bringen; daher muß derjenige, der ein Darlehen aufnehmen will, mindestens in die Konditionen der Depositenbank eintreten. Der Geldhalter ist nicht mehr daran interessiert, sein Geld jemandem zu geben, bloß damit der es für ihn aufbewahrt. Die zinslose Wirtschaft

in Barataria wird also durch eine zinstragende Geldwirtschaft abgelöst.

Der Zins liegt in der unterschiedlichen Stofflichkeit von Waren und Geld begründet. Der Warenhalter unterliegt einem Angebotszwang, einmal weil die Waren verderben und zum anderen weil die Kosten der Produktion ersetzt werden müssen. Wenn Lohnarbeit in die Produktion eingeflossen ist, so entstehen stark ersatzbedürftige Kosten. Der Produzent muß seine Waren losschlagen, um die Löhne bezahlen zu können. Der Produzent unterliegt also einem Angebotszwang. Der Halter von Geld unterliegt dagegen keinem Angebotszwang; er leidet nicht unter stark ersatzbedürftigen Kosten; seine Pinunzen können nicht verderben. Die unterschiedliche Stofflichkeit – Verderbnis von Waren bzw. starke Ersatzbedürftigkeit der Kosten einerseits und unbeschränkte Haltbarkeit des Geldes andererseits – führt dazu, daß der Halter von Geld dem Halter von Waren einen Zins abpressen kann, den Urzins abpressen kann. Der Urzins liegt darin begründet, daß die Fristigkeit bei Warenhaltern und Geldhaltern unterschiedlich ist. Der Warenhalter ist daran interessiert, seine Warenlager möglichst oft umzuschlagen; der Geldhalter gibt seine Liquiditätsvorliebe dagegen nur bei einem angemessenen Zins auf. Dies ist die Ursache des Urzinses. Der Geldhalter erpreßt ihn vom Warenhalter.

Die Folge der Änderung der Geldordnung in Barataria war wiederum sehenswert. Das Preisniveau stieg stark an, da für das aufgenommene Kapital, die Verwendung von Kapital im Produktionsprozeß, Zinsen gezahlt werden mußten: Diese Zinsen drückten das Preisniveau nach oben. Ferner bestellten die Baratonen ihre Waren nicht mehr direkt ab Werk, sondern, da sie nur noch kleine Vorräte hielten, über Kommissionsgeschäfte. Es entstand also eine neue Dienstleistungsstufe: der Einzelhandel. Es entstanden zusätzliche Kosten der Verteilung. Machten vorher die Verteilungskosten – vom Produzenten zum Konsumenten – nur 4% des Warenwertes aus, so stiegen diese nach Einschaltung des Einzelhandels auf etwa 40 Prozent. (Diese Schätzung Gesells trifft in etwa das Ausmaß der heutigen Handelsspanne.)

Weiter seien nun in Barataria – so führt Gesell aus – ökonomische Fragen nicht nur aus ökonomischer Sicht diskutiert worden, sondern zusätzlich unter einem speziellen politischen Aspekt; denn derjenige, der die baratonische Geldzirkulation kontrolliere, könne nicht mehr vorurteilsfrei über die volkswirtschaftlichen Auswirkungen ökonomischer Vorschläge nachdenken, sondern er müßte immer prüfen, ob ein ökonomischer Vorschlag ihm persönlich nütze oder ihn schädige. Ferner habe die Differenzierung der Einkommensverteilung sogar letztlich eine Änderung der Staatsform bewirkt, nämlich von einer Demokratie zu irgendeiner Form der konstitutionellen Monarchie.

Der Schluß der utopischen Parabel bei Silvio Gesell ist einigermaßen hoffnungsvoll. Diego Martinez hat ein umfangreiches Werk ausgearbeitet, indem er die verheerende Konsequenz der Änderung der Bemessungsgrundlage – vom Gewicht zum Hohlmaß – aufweist; der Zins erwachse, weil die Pinunzen jetzt nicht nur Umlaufs-, sondern auch Wertaufbewahrungsmittel seien. Der Schluß der utopischen Parabel klingt mit der Einsicht des Carlos Marquez in seinen grundlegenden Irrtum und dem Versprechen der Revision des baratonischen »Sündenfalls« aus.

VI. *Kritische Würdigung*

1. *Das gesellschaftspolitische Leitbild Silvio Gesells*

Die Parabel vom utopischen Barataria ist grundsätzlich eine liberale Utopie, aber, wie ich glaube, mit einer anderen Empfindlichkeit als der der liberalen »Klassiker« – als Adam Smith, als David Ricardo – gegenüber privater Macht.[1] Der Liberale fürchtet ja nicht so sehr private wie staatliche Macht; er glaubt, daß private Macht letztlich immer durch andere private oder öffentliche Macht kontrolliert werden könne. Weiter ist die Gesell'sche Parabel durch einen stärkeren moralischen Rigorismus gekennzeichnet; der Charakter der utopischen Parabel Gesells ist in gesellschaftspolitischen Fragen sehr viel strenger als die übliche liberale Auffassung: Silvio Gesell will nicht nur eine offene Gesellschaft schaffen, sondern eine Gesellschaft mit absoluter Startgleichheit – realisiert durch ein bestimmtes Bodenrecht und durch eine bestimmte Geldordnung. Wenn wir die Geldordnung unter dem Aspekt der Startgleichheit sehen, so können wir sagen, daß Gesell darauf abzielt, durch eine Änderung der Geldordnung Startgleichheit für Warenhalter und für Geldhalter zu schaffen.

Typisch liberal ist die Auffassung, daß institutionelle Änderungen gravierende gesellschaftspolitische Folgen haben. Es ist die zentrale Idee der liberalen »Klassiker«, den menschlichen Eigennutz durch Aufbau eines bestimmten institutionellen Arrangements in Richtung sozialer Zwecke zu kanalisieren – dies ist das Gleichnis der »invisible hand« bei Adam Smith. Unterschiedlich von liberaler Auffassung ist m. E. der Optimismus von Gesell, was die Vorhersehbarkeit der gesellschaftspolitischen Folgen institutioneller Änderungen angeht. Er glaubt, daß aus bestimmten institutionellen Arrangements mit Sicherheit bestimmte gesellschaftspolitische Konsequenzen erwachsen, etwa bei Revision der Bemessungsgrundlage in Barataria – vom Hohlmaß wieder auf Gewicht – die Rückkehr

1 Vgl. hierzu: Erich Streissler, Macht und Freiheit in der Sicht des Liberalismus, in: Hans K. Schneider und Christian Watrin, Hrsg., Macht und ökonomisches Gesetz, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 74 II, Berlin 1973, S. 1391 f.

zu einer idealen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Gesell glaubt also, daß man soziale Konsequenzen genau prognostizieren könne, wenn man bestimmte institutionelle Änderungen durchführe. Hier ist der klassische Liberale etwas skeptischer; dieser sagt: Wir wissen viel zu wenig über die jeweils relevanten Umstände, die gesellschaftspolitische Maßnahmen kanalisieren.[1] Wir können nicht mit hinreichender Sicherheit menschliches Handeln prognostizieren. Infolgedessen können wir uns auch nicht ideale institutionelle Arrangements ausdenken, die dann ideale gesellschaftspolitische Zustände realisieren. Der liberale Klassiker glaubt also nicht, daß durch menschliche Erfindung ideale Gesellschaften geschaffen werden können: Der Liberale ist vielmehr der Auffassung, daß der Zufall sehr viel dazu beitrage, eine menschenwürdige Gesellschaft zu realisieren.

Ordnet man den Ansatz von Silvio Gesell in die sozialphilosophische Ideengeschichte ein, dann könnte man eine Verwandtschaft seines Ansatzes mit dem von Aristoteles sehen. Aristoteles glaubte, daß durch institutionelle Vorkehrungen der menschliche Eigennutz für gesellschaftlich nützliche Ergebnisse eingespannt werden könne. Aristoteles unterschied zwei Arten des »Nomos« – staatlich gesetztes Recht (thesei) und natürliches Recht (physei). Der Liberale ist der Auffassung, daß es nicht nur diese Polarität – Physei und thesei – gebe, sondern daß es noch ein drittes gebe, nämlich die Findung einer menschenwürdigen Gesellschaft durch das Prinzip von »Versuch und Irrtum«, durch das Prinzip des Ausscheidens aus Erfahrung. Gesetze seien nicht so sehr Frucht planender Vernunft, sondern »Artefakt« der menschlichen Entwicklung.[2] Das, was sich als schädlich erwiesen habe, sei ausgesondert worden, übrig sei das Nützliche geblieben. Der Zufall sei sehr viel findiger als die menschliche Vernunft. Ich glaube, daß Gesell eher dem aristotelischen Ansatz zuzuordnen ist, daß er glaubt, menschliche Vernunft könne eine ideale Gesellschaft konstituieren.

2. *Von Aristoteles' Zinsverbot zu Gesells Urzins*

Weiter glaube ich, daß bei Silvio Gesell die theoretische Analyse durch Normen beeinflußt worden ist, daß er ein bestimmtes Vorurteil hat, ein Vorurteil, das ich persönlich sehr sympathisch finde und das überdies auch ein »klassisches« Vorurteil ist: das Vorurteil gegen eine Wirtschaft, die auf Gelderwerb gerichtet ist. Es ist das Mißtrauen gegenüber dem

1 Dieses ist der »archimedische Punkt« bei F. A. von Hayek. Vgl. hierzu seine Aufsatzsammlung »Freiburger Studien«, Tübingen 1969, passim.

2 Dies ist die entscheidende Idee bei David Hume. Vgl. hierzu: F. A. von Hayek, die Rechts- und Staatsphilosophie David Humes, in: Freiburger Studien, a. a. O., S. 237.

Geldhändler, gegenüber dem Wechsler, gegenüber dem Händler überhaupt. Dieses Vorurteil stellt sich andererseits als Vertrauen gegenüber dem Produzenten dar, ob es nun der Produzent von Waren ist oder der Produzent von Ideen, der Erfinder. Ich glaube, daß auch Silvio Gesell – ohne dies ausdrücklich zu sagen – unterscheidet zwischen »schaffendem, produzierendem Kapital« einerseits und »raffendem Kapital« andererseits. Dies ist ein altes Vorurteil, das uns schon im Mythos begegnet. Wir wissen, daß die Griechen in dem Gott »Hermes« nicht nur den Gott der Kaufleute, sondern auch den Gott der Wegelagerer und der Diebe sahen.

Diese Abneigung gegenüber dem »raffenden Kapital« führte auch dazu, daß Aristoteles keinen Zins gelten lassen wollte. Geld vermittele lediglich Tauschakte. Geld sei dazu da, die Arbeit des einen Menschen gegen die Arbeit des anderen Menschen auszutauschen. Es entspreche menschlicher Bestimmung, daß man in seinem Beruf aufgehe, nicht aber, daß man Geld raffe. Aufgabe des Arztes sei zu heilen, nicht aber sein Bankkonto zu erhöhen oder aber in Abschreibungsgesellschaften zu investieren. Aufgabe des Schusters sei, Schuhe zu produzieren, nicht aber Geld anzuhäufen. Wenn jemand Geld anhäufe, dann sei er einmal auf die Übervorteilung des Handelspartners aus oder er werde seiner eigentlichen Bestimmung, einen Beruf auszuüben, nicht gerecht. Daraus folgert Aristoteles, daß solch unrechtmäßig zusammengerafftes Kapital nicht auch noch Zinsen abwerfen könne.

Das Zinsverbot des Aristoteles ist im Mittelalter von Thomas von Aquin aufgenommen worden. Thomas von Aquin hat die aristotelische Begründung etwas umformuliert; er sagte: Geld gehe nach der Aufnahme von Krediten unter, weil Waren gekauft würden, die für den Lebensunterhalt benötigt würden. Weil aber Geld beim Konsumakt untergehe, könne es keine Zinsen bringen. Darauf baute dann das kanonische Zinsverbot des Mittelalters auf, das für die katholische Kirche, nebenbei gesagt, außerordentlich nützlich war, da diese im Mittelalter der größte Schuldner gewesen ist.

Gleichwohl entstanden aber trotz des kanonischen Zinsverbotes funktionierende Geldmärkte; die Spät-Scholastiker haben dann »Kapital« anders interpretiert, nicht mehr als Darlehen für konsumtive Zwecke, sondern als Darlehen für investive Zwecke; Geld sei nicht bloß eine Möglichkeit, um Krisen bei der Nahrungsmittelversorgung zu überwinden, sondern sei ein unabdingbares Mittel, um Produktion zu ermöglichen, um Schiffe zu kaufen beispielsweise. Geld sei also das Werkzeug des Kaufmanns und gehe beim Produktionsakt nicht mehr unter, sondern bleibe erhalten; deswegen sei es notwendig und billig, Zinsen zu zahlen und zu nehmen.

Der Unterschied zwischen Aristoteles, Thomas von Aquin und Gesell scheint mir darin zu liegen, daß Silvio Gesell den Zins nicht gänzlich

abschaffen will, sondern offensichtlich nur den Urzins, der aus der unterschiedlichen Fristigkeit von Waren- und Geldkapital herrühre. Denn es ist eindeutig, daß Zinseinnahmen keine leistungslosen Einnahmen sind, sondern daß die Hergabe von Kapital Fortschritte im Wirtschaftsprozeß ermöglicht. Dies möchte ich Ihnen anhand einer kleinen Parabel von Eugen von Böhm-Bawerk erläutern.

Böhm-Bawerk verdeutlicht die zentrale Idee seines Werkes »Kapital und Kapitalzins« anhand der Romanfigur »Robinson Crusoe«, der auf seiner Insel gerade sein Existenzminimum durch Fischfang friste; er müsse mühselig die Fische mit der Hand fangen; er wisse aber, daß er, wenn er Angeln produzieren könnte oder irgendein anderes Fanggerät, die Produktivität seiner Tätigkeit enorm steigern könnte; er könne dies aber nicht tun, weil er täglich gerade die zu seiner Existenz notwendigen Subsistenzmittel sich beschaffen könne; eines Tages beschließt er zu hungern, das heißt seinen Hunger nicht gänzlich zu stillen, sondern immer etwas von seinen Subsistenzmitteln beiseite zu legen. Wenn er bisher fünf Fische pro Tag gegessen hatte, ißt er jetzt nur noch vier Fische und legt einen Fisch zurück. Er sammelt sich also einen Vorrat an Waren an oder – in der Sprache Böhm-Bawerks – einen Subsistenzmittelfonds. Dieser Vorrat an Waren ermöglicht es ihm, an einigen Tagen auf den Fischfang, auf die tägliche Existenzsicherung zu verzichten und sich der Produktion von Angeln und anderen Fischgeräten zu widmen. Also Sparen oder das Sammeln von Subsistenzmitteln ermöglicht dem Robinson Crusoe das Einschlagen von Produktionsumwegen. Denn er fischt jetzt nicht mehr unmittelbar mit seiner Hand, sondern er schlägt einen Produktionsumweg ein, indem er zunächst Angeln produziert; dieses Einschlagen von Produktionsumwegen erhöht seine Produktivität; im Besitze einer Angel kann er statt fünf Fische zehn Fische aus dem Wasser fischen. Seine Produktivität ist also durch Einschlagen von Produktionsumwegen gestiegen. Dieses Einschlagen von Produktionsumwegen war nur möglich, weil er sich selbst einen Subsistenzmittelfonds angelegt hat. Erst dieser Subsistenzmittelfonds ermöglicht also das Einschlagen von Produktionsumwegen und erhöht damit die Arbeitsproduktivität.

Jetzt zum Phänomen des Zinses. Zinsen werden gezahlt, wenn jemand seinen Subsistenzmittelfonds einem anderen zur Verfügung stellt, der aus diesem Subsistenzmittelfonds lebt und beispielsweise eine Angel produzieren kann. Der Zins wird demjenigen gegeben, der den Subsistenzmittelfonds anlegt. Wenn dieser in der Gegenwart auf Güter zugunsten zukünftiger Güter verzichtet, so muß ihm eine Prämie gezahlt werden. Andernfalls wäre er nicht bereit, die Nutzung seines Subsistenzmittelfonds anderen zu überlassen; denn der Mensch schätze in aller Regel Gegenwartsgüter

höher ein als zukünftige Güter: Der Fisch, den ich heute nicht essen kann, ist mehr wert als der Fisch, den ich morgen essen kann. Die Prämie für die Nutzung eines Subsistenzmittelfonds können wir mit Böhm-Bawerk auch »Agio« nennen. Das Verzichten auf Gegenwartsgüter ermöglicht einem anderen das Einschlagen von Produktionsumwegen und daraus kann dieser dann den Zins zahlen. Weil der einzelne Sparer Gegenwartsgüter höher schätzt als Zukunftsgüter, also nur bei Erhalt eines Agios auf den Genuß von Gegenwartsgütern verzichtet, muß ein Zins gezahlt werden. Derjenige, der stattdessen Gegenwartsgüter verzehrt, kann ein Agio zahlen, weil er jetzt Produktionsumwege einschlagen kann und weil die Produktionsumwege die Arbeitsproduktivität erhöhen.

Es gibt eine andere instruktive Parabel Silvio Gesells zu dieser Problematik.[1] Silvio Gesell wählt auch die Figur des Robinson zur Erläuterung seiner theoretischen Idee. In der Gesellschen Parabel hat Robinson ebenfalls, um die Bewässerungsanlage seiner Hütte zu verbessern, einen großen Subsistenzmittelfonds angelegt – Getreide, Wasser, Früchte, Kleider usw. Eines Tages kommt ein Schiffbrüchiger auf Robinsons Insel und bittet den Robinson um die Mitnutzung des Subsistenzmittelfonds. Ich gebe jetzt dieses Gespräch in freier Form wieder. Der Schiffbrüchige: »Laß mich an deinem Subsistenzmittelfonds teilhaben, ich möchte mir ebenfalls eine Hütte bauen; das kann ich nicht schaffen, wenn ich gleichzeitig auf Nahrungssuche gehen muß«. Darauf Robinson: »Gut, aber dann mußt du mir (entsprechend Böhm-Bawerk: Gegenwartsgüter werden höher geschätzt als Zukunftsgüter) einen Zins zahlen«. Daraufhin sagt der Schiffbrüchige: »Nein, das werde ich nicht tun. Du wirst mir das Geld zinslos geben«. Robinson entgegnet: »Warum soll ich dir das Geld zinslos geben? Ich habe deswegen gedarbt, und du darbst nicht«. »Ja«, sagt da der Fremdling, »ich will das Kapital nicht zinslos von dir, weil du ein guter Mensch bist, sondern weil es dir nützt, mir von deinem Warenvorrat zu geben. Schau dir doch einmal deine Vorräte an: Im Weizen tummeln sich bereits die Mäuse, an deinen hirschledernen Anzügen tun sich bereits die Motten gütlich, dein Warenvorrat verdirbt. Ich werde dir dagegen, wenn du mir jetzt Waren gibst, diese nach einem bestimmten Zeitpunkt vollwertig zurückgeben«. Robinson überlegt, das leuchtet ihm ein. Er ist sogar bereit, weniger an Zukunftsgütern zu nehmen, damit der Schiffbrüchige nur einen möglichst großen Vorrat von seinen Gütern übernehme und den Verlust des Schwundes trage.

Betrachten wir den Gehalt der Parabel von Silvio Gesell: Derjenige, der einen Subsistenzmittelfonds anlegt, wird diesen, sofern er aus Waren

1 Silvio Gesell, Die natürliche Wirtschaftsordnung, a. a. O., S. 319 ff.

besteht, zinslos zur Verfügung stellen, da der Warenvorrat einem Schwunde unterliegt der durch die Vergabe von Darlehen vermieden werden kann. Mit anderen Worten: Weil physische Güter relativ schlechte Wertaufbewahrungsmittel sind, kommt es zum Phänomen zinsloser Darlehen.

Man kann sich aber auch vorstellen, daß auf dem Eiland des Robinson doch ein positiver Zins gezahlt wird, nämlich dann, wenn nicht bloß ein Schiffbrüchiger auf die Insel kommt, sondern zehn Schiffbrüchige zugleich. Wenn diese zehn nun am Subsistenzmittelfonds des Robinson partizipieren wollen, wird der erste sagen: »Ich bin bereit, für dich den Schwund zu übernehmen«. Der zweite sagt: »Ich wäre bereit, etwas Zusätzliches zurückzugeben«. Der dritte sagt: »Ich wäre bereit, dieses Zusätzliche und noch etwas mehr zurückzugeben«. Die zehn Schiffbrüchigen wären also bereit, Zinsen zu zahlen. Allgemein formuliert: Zins ist ein Phänomen der Knappheit. Wenn Geldkapital oder Sachkapital knapp ist, wenn die Nachfrage nach Kapital das Angebot an Kapital übersteigt, dann gibt es auch bei Sachkapital einen Zins.

Dies ist auch auf der utopischen Insel Barataria nicht anders. Denn die Kreditwünsche werden auch auf Barataria nicht kontinuierlich, sondern schubweise, diskontinuierlich anfallen. Wenn wir davon ausgehen, daß es in Barataria einen Winter gibt, werden die Bauwilligen im Frühjahr anfangen zu bauen. Dann wird man sich das notwendige Geld nicht im Winter besorgen, weil es dann ja dem Schwund unterliegt, sondern erst dann, wenn Zahlungen anfallen. Das heißt, es gibt auch in Barataria Zeiten, wo viele Leute Kredite haben wollen; in unserem Beispiel: Wenn sie den Rohbau nach einem Monat etwa bezahlen müssen, dann steigt die Nachfrage nach Krediten. Anders formuliert: Reicht das Angebot an Kapital nicht mehr aus, um die nachgefragte Kapitalmenge zu befriedigen, dann ergibt sich auch bei baratonischem Schwundgeld ein Zins. Denn der Halter baratonischer Pinunzen wird sagen: »Warum kommst du nicht im Winter zu mir, da hatte ich reichlich Geld. Damals mußte ich den Verlust des Schwundes tragen. Jetzt, wo alle Geld haben wollen, willst du das Geld umsonst haben. Nein, jetzt mußt du einen Zins zahlen«. Er kann also ebenfalls die Tür des Tresors vor dem Kapitalsuchenden zuschlagen. Allgemein formuliert: Der Zins hätte auch in Barataria die Funktion, die Kredite gleichmäßiger zu verteilen und die weniger rentablen Investitionsobjekte auszusondern; denn wenn man Zinsen zahlen muß, weil viele Leute Geld haben wollen, dann lohnt die Überlegung, ob man nicht zu einem früheren Zeitpunkt ein entsprechendes Darlehen aufnehmen oder ob man nicht auf die Inanspruchnahme eines Darlehens gänzlich verzichten sollte. Ökonomisch formuliert: Der Zins übt in Barataria Allokationsfunktion aus, nämlich für eine zeitliche Verteilung der Kredit-

nachfrage zu sorgen und diejenigen Kreditwünsche auszuschalten, die nicht rentabel oder weniger rentabel als andere sind.

Auch in einer kommunistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung gibt es das Zinsphänomen. Marx glaubte zwar, daß der Zins eine Funktion der Ausbeutung der Werktätigen sei; denn das »konstante Kapital« könne nur sich selbst reproduzieren und somit keinen Zins erwirtschaften, Zins sei das Symbol der Ausbeutungsgesellschaft. Aber siehe an, sogar in der Sowjetunion werden Zinsen gezahlt. Wenn keine Zinsen für die Inanspruchnahme des Subsistenzmittelfonds gezahlt werden müssen, dann werden die knappen Kapitalmittel nach anderen Verfahren verteilt werden müssen: nach dem sogenannten Windhundverfahren (wer zuerst da ist, wer zuerst am schnellsten läuft, der kriegt den Kredit), nach dem Monte-Carlo-Verfahren (es wird dem Zufall überlassen, wer einen Kredit bekommt), nach einer politischen Prioritätenliste (man schreibt auf, wer Kredite haben will, und geht dann nach dem Kriterium der politischen Wünschbarkeit vor) oder nach dem Überredungsverfahren (man kann zum Beispiel mit Investitionsobjekten beginnen, obwohl man noch keine Genehmigung dafür hat; den Verteiler von Kapitalmitteln könnte man dann wie folgt »überreden«: »Du wirst doch wohl nicht eine Investitionsruine stehen lassen wollen – das wäre ja Verschwendung«). Dies war und ist tatsächlich die Praxis bei der Vergabe investiver Mittel. Daher ist die Sowjetunion bei ihrer Wirtschaftsreform aus dem Jahre 1965 dazu übergegangen, wieder einen Zins einzuführen; natürlich heißt so etwas nicht »Zins«, sondern »Produktionsfondsabgabe«. Natürlich ist ein solcher Zins nicht Ausdruck kapitalistischer Ausbeutung, sondern lediglich Einteiler knapper Produktionsfondsmittel.

3. *Ein »modernes« Schwundgeld*

Ein kurzer Hinweis auf die Aktualität des Schwundgeldgedankens. Inzwischen haben wir eine zinslose Wirtschaft, inzwischen haben wir auch »Schwundgeld«. Derjenige, der sein Erspartes zinstragend anlegen will, erhält null Prozent Zinsen. Kauft man jetzt festverzinsliche Papiere, so erhält man eine Umlaufrendite von 6,4 Prozent; wenn man hiervon 40% Steuern abrechnet, kommt man auf knapp 4 Prozent; bei Berücksichtigung der Inflationsrate stellt sich der Zins auf null Prozent. Derjenige sogar, der auf sein Sparbuch einzahlt, der zahlt anderen eine Prämie dafür, daß diese für ihn die Aufbwahrung des Geldes übernommen haben. Denn die Inflationsrate beträgt 4%, der Zins auf gesetzlich kündbare Einlagen beträgt 3%, der Zins für auf ein Jahr festgelegte Beträge beträgt 4% – er deckt also gerade den Inflationsschwund. Und das ist nicht nur heute so, sondern bereits seit geraumer Zeit.

Die Konsequenz, daß man nicht mehr sein Erspartes in rentierlichem Geldvermögen anlegen konnte, führte dazu, daß man das Ersparte anders aufbewahrte, daß man Sachwerte kaufte, Immobilien, Häuser, Uhren, Bilder usw., so daß wir nach 1970 eine grandiose Fehlallokation hatten. Es wurde gebaut, nicht weil es rentierlich war, sondern weil man glaubte, sein Geld in solchem Sachvermögen rentierlicher anzulegen als in Geldvermögen. Dies führte zu einer Überdimensionierung des Wohungsmarktes, hat dann die Bundesregierung zu antizyklisch gemeinten Maßnahmen veranlaßt, die zusammen mit der Marktsättigung die Konkursquoten im Baugewerbe auf Rekordmarken schnellen ließen. Die Fehlallokation wegen der falschen Verwendung von Ersparnissen führt letztlich zu Arbeitslosigkeit. Das Produktionspotential ist zusätzlich beansprucht worden, weil man sparen wollte, weil die Leute ihr Geld nicht für den normalen Konsum ausgeben, sondern weil sie ihr Geld rentierlich anlegen wollten; das heißt Sparen hat die Volkswirtschaft vielfach nicht von aktueller Nachfrage entlastet, sondern wegen der zusätzlichen Beanspruchung der Produktionsfaktoren belastet. Diese Fehlinvestitionen sind eine wichtige Ursache für die derzeitige Arbeitslosigkeit.

Ich nehme nicht an, daß Silvio Gesell ein solches Schwundgeld gewollt hat. Bei ihm stand wohl im Vordergrund, daß die Geldversorgung nicht durch spekulative Manöver seitens des Geschäftsbankensektors gestört werden sollte. Er nahm an, daß sich durch die Aufhebung der Wertaufbewahrungsfunktion des Geldes solche Krisen vermeiden ließen. Aber wir haben gesehen, daß diese Annahme in dieser allgemeinen Form nicht zutrifft.

4. *Gesells Parabel – ein Lehrstück für die Interdependenz von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft*

Insgesamt ist die Gesell'sche Parabel über das utopische Barataria ein meisterhaftes Lehrstück zur Einführung in eines der schwierigsten Kapitel der Nationalökonomie, der Geld- und Zinstheorie. Es ist ein reiches Exerzierfeld für ökonomisches Denken und für das Erkennen interdependenter Zusammenhänge zwischen Wirtschafts-, Gesellschafts- und allgemeiner Politik. Dabei ist zweitrangig, daß ich die Änderung der Bemessungsgrundlage (vom Gewicht zum Hohlmaß), also die Einführung der Wertaufbewahrungsfunktion des Geldes, nicht als den Sündenfall in Barataria betrachte. Entscheidend ist, daß die grundsätzlichen Ideen, die ordnungspolitischen Ideen von Silvio Gesell richtig und vorbildhaft sind:

Man wird ein Höchstmaß an Freiheit für den einzelnen Menschen (also »Raum für den Menschen«, wie eine Tagung hier einmal hieß) schaffen, wenn man die Tätigkeit des Staates auf die Sicherung des Wettbewerbs

und auf den Ausgleich sozialer Not konzentriert und wenn man vom Staat nicht etwas fordert, was dieser nicht leisten kann, etwa distributive Gerechtigkeit herzustellen oder Vollbeschäftigungsgarantien zu geben. Die Verhöhnung eines Staates, der sich hauptsächlich auf die Schaffung und Sicherung der Rahmenbedingungen für rechtsstaatliches Handeln beschränkt, als »Nachtwächterstaat« durch Ferdinand Lasalle, hat zur Konsequenz, daß man glaubte, der Staat müsse den Einzelnen an die Hand nehmen, um ihm zu zeigen, was er tun solle, müsse ihm seine Sorgen abnehmen, seine Pflichten übernehmen und ihn schließlich von jeglicher Verantwortung befreien. Und dann sind es die organisierten Gruppen, die sich des Staates bemächtigen, ihn als Marionette benutzen, oder, wie Götz Briefs gesagt hat, degradieren zu einer »pouvoir dirigé«. Dies ist dann nicht viel anders als der Rückfall in feudalistische Herrschaftsformen.

Weiter ist bei Silvio Gesell vorbildhaft, daß er in der Schaffung einer funktionsfähigen Geldordnung den »nervus rerum« einer funktionsfähigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung gesehen hat. Ich glaube nicht und ich hoffe auch nicht, daß wir uns über die Gestaltung einer solchen idealen Geldordnung hier schon einig sind. Worüber sollten wir denn sonst bei den nächsten Tagungen streiten?! Ich glaube aber, daß uns die Referate und die Diskussionen diesem Ziel ein wenig näher gebracht haben.

Fußnote von Seite 17

Da Silvio Gesell von *dem* »pinus moneta« spricht und nicht von *der* »pinus moneta«, wie kundige Latainer monieren würden, ist hier das »genus masculinum« beibehalten worden.

Die Währungsfrage als Rechtsproblem

Ernst Winkler

Vorbemerkung

»Die Währungsfrage als Rechtsproblem« war das Gesamtthema der 49. Tagung des Seminars für freiheitliche Ordnung vom 28. Juli bis 1. August 1977 in Herrsching am Ammersee. Die Referate befaßten sich teils mit speziellen Rechtsfragen der Währungsordnung (Professor Dr. rer. pol. Alfred Schüller, Marburg, Professor Dr. jur. Karl A. Bettermann, Hamburg), teils mit den theoretischen Grundlagen einer funktionsfähigen Währung (Dipl.-Ing. Hans Hoffmann, Bern). Der einleitende Vortrag zum Gesamtthema (Dr. Ernst Winkler, München) versuchte den grundsätzlichen Zusammenhang zwischen dem Rechtscharakter und der Funktionsfähigkeit der Währung aufzuzeigen. Der vorliegende Aufsatz kann die Grundgedanken dieses Vortrags in modifizierter und vereinfachter Darstellung wiedergeben, da eine unmittelbare Bezugnahme auf die beiden vorstehenden Aufsätze eine weitgehende Entlastung von umfangreichen und teilweise schwierigen Argumentationen ermöglicht. Dabei handelt es sich erstens um Gesells Parabel »Barataria«, die in anschaulicher Einkleidung die Funktionsfähigkeit und gesellschaftliche Auswirkung verschiedener möglicher Währungsordnungen untersucht, zweitens um das Referat von Professor Dr. rer. pol. Joachim Starbatty, das eine kritische Würdigung dieser Parabel in umfassenden geistesgeschichtlichen Zusammenhängen erarbeitet.

1. Die drei Währungsordnungen in Gesells Parabel

Zunächst sollen aus dem interessanten »Bericht des Pedro Tramposo über die Insel Barataria« die für unser Thema wichtigen Feststellungen in die Erinnerungen gerufen und zur Erleichterung der nachfolgenden Bezugnahme in knappen Formulierungen festgehalten werden.

Das ursprünglich kommunistische Wirtschaftssystem, das zwar leidlich funktionsfähig aber recht ineffizient war, wurde auf Vorschlag des Lehrers Diego Martinez durch eine freie Marktwirtschaft ersetzt, deren Funktionsfähigkeit entscheidend von der Geldordnung abhängt. In drei aufeinander folgenden Entwicklungsphasen ihrer Wirtschaft haben die Baratonen teils gute, teils schlechte, in jedem Fall aber äußerst aufschlußreiche Erfahrungen mit der jeweiligen Währungsordnung gemacht.

Phase 1: »Kartoffelwährung« in Gewichtseinheiten (»Pfund«)

Die Deckung der Banknoten (Kartoffelgutscheine) mittels des staatlich gehaltenen Kartoffelvorrates (Warenreservewährung unter der Verwaltung der »Notenbank«) erwies sich als reine Fiktion, da der Rückgang der Deckung von ursprünglich 100% durch den jährlichen Vorratsschwund um 20% keinerlei Einfluß auf die »Kaufkraft des Geldes« hatte. Denn die Veränderungen der umlaufenden Geldmenge (durch Ausgabe oder Ein-

lösung von Gutscheinen gegen eingelagerte bzw. ausgelieferte Kartoffeln) regelten sich selbsttätig nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage (»Konkurrenzprinzip der Währung«) durch die entsprechende Mengenproduktion von Kartoffeln und anderen Waren (zum Beispiel Weizen) – allerdings nur im langsamen Jahresrhythmus der Ernten und deshalb mit größeren Schwankungen um das dynamische Gleichgewicht, als sie zum Beispiel bei der »universaleren« »Mistwährung« aufgetreten wären. Die vom Notenbankdirektor Diego Martinez vorgeschlagene beständige Wiederauffüllung der vermeintlichen Deckungslücken benützte lediglich die Deckungsillusion als bequemes Alibi zur Erhebung von Steuern.

Phase 2: »Nußwährung« in Gewichtseinheiten (»Pfund«)

Die Währung der Phase 2 wies gegenüber Phase 1 die folgenden drei sehr wesentlichen Unterschiede auf:

1. An die Stelle der durch Waren (»kristallisierte Arbeitsgallerte«) gedeckten Banknoten tritt ein stoffliches, aber ebenfalls stoffwertloses Geld.

2. Das Konkurrenzprinzip der Währung wird durch ein regelgebundenes Monopol (Währungsverwaltung) ersetzt mit der Verpflichtung, die umlaufende Geldmenge (ausgegebene Nüsse der in Staatseigentum überführten »Geldkiefer«) jeweils nach Maßgabe der produzierten Warenmenge zu regulieren.

3. Der Gewichtsschwund und damit Wertschwund des »Geldes« wird nicht mehr von der Allgemeinheit, sondern vom jeweiligen Geldbesitzer getragen mit der Folge, daß im Austausch zwischen Geld und Ware das Geld genau so unter Angebotszwang steht wie die verderbliche oder Lagerkosten verursachende Ware.

Fazit: Diese »Nußwährung« ist eine *»Indexwährung mit Umlaufsicherung«*, das heißt der allgemeine Preisindex (als reziproker Wert der Geldkaufkraft) wird durch Regulierung der Geldmenge konstant gehalten bei konstant bleibender Umlaufgeschwindigkeit (das heißt Verhinderung von Umlaufstockungen).

Phase 3: »Nußwährung« in Volumeinheiten (»Maß«)

Die Umstellung der »Nußwährung« von Gewichts- auf Volumeinheiten hat zur Folge, daß von den genannten drei Eigenschaften der Währung die beiden ersten erhalten bleiben und die dritte aufgehoben wird. Denn es entsteht kein Volum-, also Wertschwund und damit entfällt der Angebotszwang des Geldes. Daher ist in dieser Währung das Geld nicht nur allgemeines Tauschmittel (und Zahlungsmittel und Wertmesser) wie in Phase 2, sondern überdies auch Wertaufbewahrungs-, also Sparmittel, wobei die Sparmitteleigenschaft der Tauschmitteleigenschaft widerstreitet und diese teilweise und zeitweise außer Kraft setzen kann. Zwar liegt auch hier eine Indexwährung vor; aber die Versuche, den Preisindex durch Geld-

mengenregulierung konstant zu halten, sind mangels Kontrolle der Umlaufgeschwindigkeit meistens zum Scheitern verurteilt. Die eindrucksvolle Schilderung der katastrophalen gesellschaftspolitischen Auswirkungen dieser Währung, nämlich Monopolbildung, Vermachtung der Wirtschaft und Ausbeutung der Arbeit, braucht hier nicht wiederholt zu werden.

Bemerkung. Der »Geldschwund« in Phase 2 hat nichts mit Inflation zu tun, da die »Geldeinheit«, nämlich 1 Pfund Nüsse stets gleichbleibende Kaufkraft besitzt, allerdings auf Kosten des jeweiligen Geldbesitzers. Die »Hortungssteuer des Geldes« ist eine zusätzliche staatliche Steuereinnahme und trifft den Einzelnen mit einem festgelegten Prozentsatz (zum Beispiel 5 Prozent) seiner gewohnheitsmäßigen durchschnittlichen Bargeldreserve als jährlicher Verlust. Durch rasche Weitergabe des Geldes entweder in den Konsum (also auf den Warenmarkt) oder in die Investition (also Anlage auf Sparkonto, in Aktien oder Realkapital) wird das Verlust-Risiko abgewälzt. Allerdings kann ein solcher Umlaufzwang des Geldes auch durch dosierte Inflation erreicht werden, aber nur mit höchst unerwünschten Nebenwirkungen, insbesondere mit einem tatsächlichen Schwund aller Geldguthaben und Verfälschung aller langfristigen Vertrags- und Zahlungsverpflichtungen, soferne nicht Index-Klauseln oder eine parallel laufende »Rechen-Währung« die Korrektur ermöglichen. Die von Joachim Starbatty (in VI, 3) erwähnte Flucht in Sachwerte tritt nur dann ein, wenn die Sparanlage des Geldes einen tatsächlichen Verlust bringt (wegen Zurückbleiben des Zinsgewinnes hinter Inflationsrate und Besteuerung) oder zu bringen droht (berechtigtes Mißtrauen in die Weiterentwicklung der Währung). Dagegen ist eine absolut sichere und verlustfreie Sparanlage des Geldes auch ohne Zinsgewinn immer noch entscheidend vorteilhafter als Flucht in die Sachwerte, soweit es sich nicht um die wirtschaftlich erwünschte solide und gewinnversprechende Investition handelt.

2. Die funktionale Definition des Geldes

Was ist »Geld«? Es gibt Metallgeld, also beispielsweise Silber- oder Goldwährung, und es gibt Papiergeld mit verschiedenen Deckungsmöglichkeiten und Deckungstheorien. Das Ende der Naturaltauschwirtschaft war gekennzeichnet durch Einführung von Naturalgeld wie Vieh (»pecunia«) oder Kaurimuscheln; der Zusammenbruch unserer Geldwirtschaft am Ende des zweiten Weltkrieges wurde überbrückt durch die funktionsfähige Ersatzwährung der amerikanischen Zigarette. In der modernen Wirtschaft gibt es Bargeld und Buchgeld; gibt es Zahlungen in bar, durch Wechsel, Scheck oder Überweisung; gibt es alle Zwischenstufen vom »eigentlichen« Geld über Umschlagkapital bis zu kurz- und langfristigen Kapitalanlagen. Die Vielzahl der Geldtheorien beweist die Schwierigkeit,

den Begriff »Geld« zu definieren und im fließenden Übergang zu anderen Arten wirtschaftlicher Transaktion scharf abzugrenzen.

Im folgenden soll daher versucht werden, eine wissenschaftliche Definition des Geldes durch seine Eigenschaften und Funktionen zu geben. Wir wollen uns die funktionale Definition des Geldes schrittweise erarbeiten, indem wir zunächst auf die primitiven, noch im Naturaltausch wurzelnden Anfänge des Geldwesens zurückgehen. Als leicht zugängliches schriftliches Dokument wählen wir das Alte Testament und finden im 3. Buch Moses (19.35) die Mahnung: »Ihr sollt nicht unrecht handeln im Gericht, mit der Elle, mit Gewicht, mit Maß! Rechte Waage, rechte Pfunde, rechte Kannen sollen bei euch sein«.

Dieses Zitat stammt aus der moralisch-rechtlich-wirtschaftlichen Gesetzgebung für das jüdische Volk etwa zur Zeit 400 v. Chr.; wir finden ähnliche und noch detailliertere Rechtsvorschriften beim babylonischen Gesetzgeber Hammurabi etwa 2000 v. Chr. Für das Wirtschaftsleben, insbesondere für den Handel werden »rechte Maße« der Länge, des Gewichtes und des Volumens vorgeschrieben, also allgemein gültige Normen, die konstant gültig über längere Zeit und universal gültig über das ganze Hoheitsgebiet sein sollen. Nach Überwindung der Naturaltauschwirtschaft sollte man die Erfüllung solcher Normen auch als selbstverständliche Eigenschaft des allgemeinen Tauschmittels Geld erwarten dürfen, das zugleich als gesetzliches Zahlungsmittel und verbindlicher Wertmesser dient, freilich auch als Sparmittel gebraucht bzw. mißbraucht werden kann. Diese Forderung liegt klar ausgesprochen bereits im Namen »Währung« für etwas, was »währen«, also Dauer und Bestand haben soll, wird aber in der faktischen Wirtschaftsgeschichte durch die beständigen Geldwertschwankungen deflationären und inflationären Charakters verhöhnt. Sie schädigen und betrügen abwechselnd den Geld- und den Sachwertbesitzer, den Schuldner und den Gläubiger, den Arbeiter und den Unternehmer; ja sie ermöglichen und legalisieren betrügerische Manipulationen größten Ausmaßes. Die Erkenntnis und Bekämpfung solch krassen Unrechtes wird durch den Rechtsgrundsatz: »Mark ist gleich Mark« bis zur Unmöglichkeit erschwert und die Abwehr der entstehenden Schäden durch das teilweise und zeitweise Verbot von Indexklauseln behindert.

So primitiv auch die aus dem Alten Testament zitierte Rechtsvorschrift erscheinen mag, so vermittelt sie uns doch bei Übertragung auf das allgemeine Tauschmittel Geld zwei wichtige Einsichten.

Erste Folgerung. Die benützten Maßstäbe, Hohlmaße, Gewichte und Waagen sind zwar Privateigentum, unterliegen aber trotzdem nicht der willkürlichen Verfügungsgewalt ihrer Eigentümer, weil sie zugleich eine entscheidend wichtige gesellschaftliche Funktion erfüllen. Das gilt in mindest

gleichem Maß für die gesellschaftliche Funktion des Geldes. Wenn jemand einen ihm gehörenden Geldschein verbrennt, so verstößt er vielleicht nicht gegen die derzeit gültige Rechtsordnung; aber auf jeden Fall stört er die Geldordnung durch Verringerung der umlaufenden Geldmenge. Da die Notenbank dafür wieder neues Geld ausgeben kann, ist dieses Verhalten weit weniger schädlich als die zeitweise spekulative Zurückhaltung größerer Geldmengen, weil die korrigierende Ausgabe weiteren Geldes zunächst den deflationären Trend nicht beheben kann, aber dann nach Überwindung der Umlaufstockung eine Inflation bewirken muß.

Zweite Folgerung. Die gesellschaftliche Funktion der verwendeten Maße ist nicht an ihre Substanz, sondern nur an ihre Form und Funktionsweise gebunden. So ist es für die Norm des Hohlmaßes, zum Beispiel ein Hektoliter, völlig belanglos, ob das Gefäß aus Ton, Holz oder Metall besteht; eine Waage kann ebenso gut als gleicharmige Balkenwage, als Dezimalwaage oder als Federwaage die vorgeschriebene Funktion erfüllen. Solche Fragen interessieren sehr wohl den Techniker, nicht aber den Eichmeister und den Richter. Aus dem gleichen Grund interessieren wir uns hier nicht primär für »Substanz« oder »Wesen« des Geldes; auch für die Wirtschaft auf Barataria war nicht die Frage nach Kartoffel-, Mist- oder Nußwährung oder nach der Deckung des Papiergeldes entscheidend, sondern nur die Frage, ob das Geld in der Mengenrelation zur produzierten Warenmenge einen gleichbleibenden »Wert« erhält und mit seinem Umlauf die geforderte gesellschaftliche Funktion erfüllt.

Auch die Wert-Frage können wir ebenso wie die Wesens-Frage ruhig den ethischen und metaphysischen Spekulationen der Philosophen überlassen. Leider hat sich auch Karl Marx nach dieser Richtung versucht durch die Konstitution des »Arbeitswertes«; den eine Ware auch nach der Abstraktion von allen konkreten Eigenschaften ihres Gebrauchswertes verkörpere – in der karikierten Sprache des Carlos Marquez: die von den verfaulten Kartoffeln übriggebliebene »kristallisierte Arbeitsgallerte«. Im Wirtschaftsleben ist »Wert« lediglich eine Relation zwischen wertendem Subjekt und bewertetem Objekt (zum Beispiel Wasser im Tal eines Gebirgsbaches, in der Wüste oder in einem industrieverseuchten Großstadt-Gelände), und erst das Zusammenspiel der verschiedenen subjektiven Wertschätzungen auf dem freien Markt objektiviert sich in dem durch Angebot und Nachfrage bestimmten Preis – und zwar ebenso im Preis der Ware, gemessen in Geld, wie im »Preis des Geldes«, das heißt der durch die Relation zur gesamten Warenproduktion bestimmten Kaufkraft. Diese Richtigstellung widerspricht nicht der Tatsache, daß die Arbeitswertlehre unter gewissen Voraussetzungen eine sekundäre und eingeschränkte Gültigkeit besitzt, und zwar auf Grund der folgenden beiden Gesetzmäßigkeiten: 1. In einer

Marktordnung vollkommenen Wettbewerbes pendelt der durch Angebot und Nachfrage bestimmte Preis einer Ware um deren Produktionskosten, weil der erzielte Preis nicht nur Indikator der relativen Knappheit ist, sondern zugleich durch Rückwirkung auf Angebot und Nachfrage als Regulator eines dynamischen Gleichgewichtes funktioniert. 2. *In einer nichtkapitalistischen* Marktwirtschaft, das heißt bei Fehlen von Zinsendienst, Monopoleinkommen und Spekulationsgewinn reduzieren sich die Produktionskosten durchgehend auf Arbeitslöhne einschließlich des Unternehmerlohnes.

3. Die gesellschaftliche Funktion des Geldes

Nachdem wir schon einmal die Bibel als Quelle wirtschaftlicher Einsichten nutzen konnten, wollen wir nach dem Alten nun auch das Neue Testament zur Rate ziehen, nämlich die in den drei synoptischen Evangelien erzählte Geschichte vom Steuergroschen (Matth. 22, 15–22; Mark. 12, 13–17; Luk. 20, 20–26). Die Pharisäer wollten Jesus als Messias und Erlöser des unter römischer Fremdherrschaft leitenden jüdischen Volkes *aufs Glatteis führen mit der scheinheiligen Frage: »Meister, wir wissen,* daß du wahrhaftig bist und lehrst die Wege Gottes recht. . . Was dünkt dich, ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht?« Jesus ließ sich einen Steuergroschen vorzeigen und fragte: »Wes ist das Bild und die Überschrift?« Sie sprachen: »des Kaisers« und er antwortete: »So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!«

Diese Geschichte zeigt uns einen neuen Aspekt der vorhin gewonnenen *Einsicht, daß die gesellschaftliche Funktion des Geldes in einem Spannungs*verhältnis zum privaten Eigentum steht, indem sie die private Verfügung wesentlich einschränkt. Die politische Geschichte und Wirtschaftsgeschichte bestätigt eindrucksvoll den anderen Aspekt derselben Relation, daß nämlich unbeschränktes Eigentumsrecht als freie Verfügung über Geld dessen gesellschaftliche Funktion und damit seine Funktionsfähigkeit überhaupt einschränkt oder gar zerstört. Wenn in Luthers Sprache die zitierte Bibel*stelle das Wort »Zins« statt »Steuer«* gebraucht, so kommt darin zum Ausdruck, daß der Bürger oder Untertan die politisch motivierte Steuer und den wirtschaftlich begründeten Zins in gleicher Weise als drückenden Abzug von seinem Arbeitserlös erlebt. Das Geld »ist des Kaisers« oder des Staates, des die Münzhoheit besitzenden Fürsten, des Darlehen-Gebers oder Kapitaleigners; aus dieser *Eigentums- und Machtposition leitet sich* der Rechtsanspruch her auf die Erhebung regelmäßiger Abgaben als Steuer, als Münzabschlag,[1] als Zinsen.

1 Eine unbeabsichtigte und unerwartete Wirkung des Münzabschlages in der verschärften Form fortgesetzter Münzverschlechterung war der Umlaufzwang der »Brakteaten« (das heißt der zwecks Verminderung des Edelmetallgehaltes immer wieder »umgebrochenen« Münzen); die Folge war eine, durch zwei Jahrhunderte andauernde wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit in der Hochgotik als überzeugender historischer Beleg für die von Gesell erfundene Wirtschaftsphase 2 der Insel Barataria.

Ob es sich um ein mittelalterliches Konsumdarlehen oder ein neuzeitliches Produktivdarlehen handelt, in jedem Fall wird der Zins als Entgelt für Verzicht auf Liquidität gefordert, als Belohnung dafür, daß der Eigentümer eines liquiden Geldvermögens dieses nicht seiner dringend benötigten wirtschaftlichen Funktion entzieht, ebenso wie der Grundeigentümer eine Grundrente als Belohnung dafür fordert, daß er den für alle Menschen existenznotwendigen Boden nicht der Allgemeinheit sperrt. Daher wird in Gesells Parabel die Macht wirtschaftlicher Ausbeutung durch zwei Reformen gebrochen, nämlich durch ein soziales Bodenrecht zu Beginn der ersten Phase und ein funktionsfähiges Geldwesen zu Beginn der zweiten Phase, während die negative Gegenprobe in der dritten Phase die Sparmitteleigenschaft des Geldes als die Ursache seiner zinserpressenden Macht aufdeckt.

Es zeigt sich, daß ein funktionsfähiges Geldwesen nicht nur die wirtschaftliche Verteilungsfunktion im gegenseitigen Austausch von Waren und Dienstleistungen erfüllt, sondern auch eine nicht minder wichtige gesellschaftliche Verteilungsfunktion hinsichtlich Einkommen und Vermögensbildung, Beruf und Arbeitsplatz, deren Bewertung im fairen Leistungswettbewerb von der Gesellschaft selbst, nämlich je nach dem gesellschaftlichen Bedarf in Angebot und Nachfrage entschieden wird. Freilich gilt dies in vollem Umfang nur unter den – heute vielleicht utopisch erscheinenden – Voraussetzungen eines möglichst vollkommenen *freien Wettbewerbes* auf dem Waren-, Kapital- und Arbeitsmarkt und eines *sozialen Bodenrechtes.* Die Alternative zu einer solchen, wahrhaft demokratischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung ist eine macht- und monopolbestimmte Verteilungsstruktur, die sich geschichtlich in sehr verschiedenen, scheinbar gegensätzlichen Formen verwirklicht: als Privilegienstruktur unter dem beschönigenden Motto: »Jedem das Seine« – oder als staatssozialistische Machtstruktur unter dem verlogenen Motto: »Jedem das Gleiche« – oder als kapitalistisches System unter dem zynischen Motto: »Freie Bahn dem Tüchtigen«, das heißt für bedenkenlose Ausnützung monopolistischer Machtstellungen.

4. Währung als Rechtsordnung

Wenn in der Naturalwirtschaft Bauer, Bäcker und Handwerker ihre Arbeitsprodukte tauschen, so erhält jeder den für ihn *subjektiv höheren* Gebrauchswert bei *objektiv gleichem* Tauschwert, der im freien Spiel von Angebot und Nachfrage um den für die Produktion jeweils aufgebrachten Arbeitswert pendelt, wie wir dies ja auch für unsere moderne arbeitsteilige Wirtschaft unter gewissen idealisierenden Voraussetzungen feststellen konnten (nach Ziff. 2). In der Geldwirtschaft schaltet sich als

Vermittler zwischen Waren und Dienstleistungen das allgemein akzeptierte Tauschmittel Geld. Daraus ergibt sich – abweichend von einer teilweise korrumpierten Praxis – die theoretische Folgerung und das moralische Postulat, daß das Geldzeichen (Münze oder Banknote) erstens einen dokumentarischen Beleg für einen zum Sozialprodukt geleisteten Beitrag darstellt und zweitens einen (übertragbaren) Rechtsanspruch auf einen äquivalenten Anteil am Sozialprodukt, wobei die Äquivalenz das Ergebnis des Kräftespieles von Angebot und Nachfrage ist unter der Voraussetzung einer funktionsfähigen und – im Hinblick auf Zeitverschiebungen – stabilen Währung. Leider gilt für unser jetziges Wirtschaftssystem nur die zweite Feststellung eines definierten Rechtsanspruches an das Sozialprodukt. Diese Feststellung ist als funktionale Definition des Geldes in der Theorie allgemein anerkannt und in der Praxis wenigstens in Zeiten wirtschaftlicher Stabilität annähernd zutreffend. Dagegen erscheint die erste Feststellung heute den meisten Menschen als utopisches und vielen als überdies anstößiges Postulat, nämlich das »Verbot« eines leistungslosen Einkommens aus zinstragendem Kapital, Monopolstellung und Spekulation.

Dabei handelt es sich keinesfalls um irgend ein rechtliches, politisches oder gar moralisches »Verbot«, sondern um eine institutionell abgesicherte wirtschaftliche Selbstregulation, die Gesell für das Stadium 2 der baratonischen Wirtschaftsentwicklung sehr anschaulich geschildert hat. Daher verdient diese äußerst wichtige Frage eine ernsthafte Überlegung, die das Geschehen auf dem Warenmarkt und auf dem Kapitalmarkt etwas genauer ins Auge faßt. Der Leser möge freundlich entschuldigen, wenn für jede dieser beiden Untersuchungen eine sehr bescheidene Anleihe bei der Sprache des Mathematikers nötig ist.

Erstens. Für den *Warenmarkt* benötigen wir die »bereinigte Quantitätstheorie des Geldes«, die sich grob vereinfacht durch die folgende »Verkehrsgleichung« darstellen läßt:

$$W \cdot P = G \cdot U.$$

Dabei bedeutet auf der linken Gleichungsseite der Buchstabe W die Warenproduktion (zum Beispiel in $\frac{\text{kg}}{\text{Tag}}, \frac{\text{Stück}}{\text{Tag}}$ usw.) und P den jeweiligen Warenpreis (also $\frac{\text{DM}}{\text{kg}}, \frac{\text{DM}}{\text{Stück}}$ usw.), daher das Produkt $W \cdot P$ den in Geldeinheiten gemessenen aus der Produktion fließenden Warenstrom (in $\frac{\text{DM}}{\text{Tag}}$) und der Buchstabe P bei dieser summarischen Schreibweise den durch geeignete Mittelbildung definierten allgemeinen Preisstand (wobei auf die Einzelprobleme der Preisindex-Berechnung hier nicht eingegangen werden kann). Auf der rechten Gleichungsseite bedeutet G die Geldmenge (in DM) und

U die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes (zum Beispiel in $\frac{1}{\text{Tag}}$), also das Produkt G · U den Geldstrom (in $\frac{\text{DM}}{\text{Tag}}$) · (Auch hier müssen wir auf die Erörterung der Probleme verzichten, die mit dem Begriff der Umlaufgeschwindigkeit und den verschiedenen Geldarten, speziell mit der Unterscheidung zwischen Bargeld und Buchgeld verknüpft sind).

Der Sinn dieser Gleichung ist sehr einfach und unmittelbar einleuchtend: Sie bedeutet von links nach rechts gelesen das aus der Produktion gebildete Einkommen, wobei der Geldstrom entgegengesetzt gleich zum Warenstrom fließt; von rechts nach links gelesen bedeutet sie aber die keineswegs selbstverständliche Forderung, daß dieses aus der Produktion gebildete Einkommen auch wieder die gesamte Produktion an Konsum- und Investitionsgütern aufkauft. Bei einer Stockung der Umlaufgeschwindigkeit (verringertes U) ist das nicht der Fall, und die erzeugte Absatzstockung führt über eine Kette von Folgeerscheinungen zu Wirtschaftskrise oder zumindest Wirtschaftsstagnation mit Arbeitslosigkeit. Als Gegenmaßnahmen sind die auch heute wieder praktizierten Versuche offensichtlich sinnlos, einerseits durch Lohnerhöhung die Kaufkraft für Konsumgüter zu verstärken, anderseits durch bessere Gewinnchancen die Investitionsbereitschaft anzuregen, also die Nachfrage lediglich zwischen Konsum- und Investitionsmarkt umzudirigieren, wenn die vom Geld kommende wirksame Nachfrage G · U insgesamt zu klein ist und die gesparten Beträge in untätiger Wartestellung auf Sparkassen und Banken liegen.

Durch Auflösung der Verkehrsgleichung nach P findet man:

$$P = \frac{G \cdot U}{W} \text{ das heißt Preisstand} = \frac{\text{Gesamtnachfrage (umlaufendes Geld)}}{\text{Gesamtangebot (Warenproduktion)}}$$

Für den Preis einer Einzelware bedeutet die Bestimmung aus Nachfrage : Angebot ein dynamisches Gleichgewicht, da zum Beispiel eine Preiserhöhung über Nachfragerückgang und Angebotsbelebung in der gegenseitigen Konkurrenz zwischen den Waren automatisch gedämpft oder korrigiert wird (Selbststeuerung im Regelkreis). Aber Veränderungen des Gesamtpreisstandes sind Ungleichgewichtsprozesse, nämlich die sich automatisch selbst verstärkenden deflationären und inflationären Prozesse (»Teufelskreis« als Gegenstück der Selbstregulation). Dieses Ungleichgewicht hat den leicht verständlichen psychologischen Grund, daß alle Einkäufe jeweils zum billigst möglichen Preis getätigt werden, also möglichst sofort bei Inflation und möglichst spät bei Deflation mit der Folge, daß die zu große Nachfrage sich weiter verstärkt (im ersten Fall), die zu geringe Nachfrage sich weiter abschwächt (im zweiten Fall).

Als praktische Nutzanwendung für die Währungsverwaltung lehrt die Verkehrsgleichung, daß je nach Veränderung der Produktion (W) der

allgemeine Preisstand (P) durch entsprechende Anpassung der Geldmenge (G) konstant gehalten werden kann unter der Voraussetzung, daß auch die Umlaufgeschwindigkeit (U) konstant bleibt. Das heißt: Eine Indexwährung durch Geldmengenregulierung ist nur bei Beherrschung der Umlaufgeschwindigkeit möglich, also zum Beispiel bei institutionell gesichertem Umlaufzwang des Geldes, wie er in der baratonischen Währung der Phase 2 realisiert ist.

Zweitens. Auf dem *Kapitalmarkt* bildet sich der Zins analog wie auf dem Warenmarkt der Preis nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage und zwar ebenfalls mit der Doppelfunktion als Indikator (Anzeige relativer Kapitalknappheit) und als Regulator (Lenkung des Kapitalstromes nach dem jeweiligen Kapitalbedarf). Daher korrigiert Starbatty mit Recht Gesells Robinson-Parabel durch die Anmerkung, daß sich selbst für ein unter Angebotszwang stehendes Geld bei genügender Kapital-Nachfrage ein positiver Zins bilden kann, und sein Vergleich mit der Robinson-Geschichte von Böhm-Bawerk deckt auch die positive Quelle dieses Zinses auf, nämlich aus den erhöhten Einnahmen mittels der geschaffenen Produktionsmittel.

Diese Zusammenhänge, die Gesell in den beiden Parabeln (Barataria und Robinson) nur unvollständig darstellt, aber durch diesbezügliche Ausführungen in seiner »Natürlichen Wirtschaftsordnung« klarstellt, mögen durch folgendes Schema verdeutlicht werden.

Kapital:	Angebot	Nachfrage
Zins:	Forderung	Angebot

$$L < Z < R$$

Das heißt: Die Zinsforderung der Kapital-Anbieter (Geldeigentümer) hat als untere Grenze L (ca. 3%) die von John Maynard Keynes untersuchte »Vorliebe für Liquidität«, die sich in wesentlichen Bezügen mit Gesells Begriff »Urzins« deckt. Das Zinsangebot der Kapital suchenden Unternehmer hat als obere Grenze R die Rentabilität des mit dem Geldkapital geschaffenen Realkapitals (insbesondere der produzierten Produktionsmittel). Zwischen diesen beiden Grenzen kann sich im Spiel von Angebot und Nachfrage der Zinsfuß Z bilden. Dabei ist Starbattys Feststellung richtig, daß auch beim Wegfall des Gesellschen Urzinses L (also bei der unteren Grenze O) noch ein positiver Zinsfuß Z möglich ist, nämlich bei entsprechend knappem Kapital.

Knappheit an Real- und Geldkapital hat hohe Rentabilität (R) und hohe Zinsen (Z) zur Folge. Damit besteht ein starker Anreiz zu Investition, also Schaffung von Geldkapital und dessen Anlage in Realkapital, und die beständige Kapitalvermehrung beseitigt die Voraussetzung dieses Prozesses. Gerade auch diese Seite des Zinsproblems hat Gesell in seiner Natürlichen Wirtschaftsordnung sehr klar und anschaulich geschildert mit der Forderung, neben jedes Mietshaus ein zweites Mietshaus, neben jede

Fabrik eine zweite Fabrik zu stellen, bis der »Zins ersäuft ist in einem Meer von Kapital«.

Wenn nun durch beständige Wirtschaftsexpansion die Rentabilität (R) des Realkapitals bis auf oder unter die Liquiditätsgrenze (L) des Geldkapitals herabgedrückt ist, verschwindet naturgemäß die Bereitschaft zur Anlage von Geldkapital in Realkapital; die Stockung der Nachfrage nach Investitionsgütern und die Stockung der Produktion wegen mangelnder Rentabilität führt zur Wirtschaftskrise mit allen bekannten Folgeerscheinungen und zwar in der klassischen Form der sich regelmäßig wiederholenden Konjunkturzyklen im ehemaligen Hochkapitalismus, aber heute in den durch staatliche Intervention gemilderten und verzerrten Formen unseres spätkapitalistischen Systems.

Die Belohnung des Liquiditätsverzichtes durch einen genügend hohen Zins wirkt demnach als Motor für die Funktionsfähigkeit der Wirtschaft und zugleich als Zwang zu beständigem Wirtschaftswachstum, bis der Zins auf die kritische untere Grenze absinkt und damit der Wirtschaftsmotor abgewürgt wird. Die Beseitigung dieser Liquiditätsschranke durch eine im Geldwesen institutionalisierte Hortungssteuer, also eine Bestrafung des Liquiditätsverhaltens schafft einen ebenso leistungsfähigen, aber auch zuverlässigen Wirtschaftsmotor, dessen Wirksamkeit nicht an die absurde Bedingung fortgesetzten Wirtschaftswachstums gebunden ist. Demnach können Rentabilität und Zins sich auf ein dynamisches Gleichgewicht bei oder nahe über O einpendeln. Das Bemühen, die durch Geldhortung drohenden Verluste zu vermeiden, führt den aus der Produktion entstehenden Einkommenstrom auch stetig wieder auf den Markt, wobei die Aufteilung auf Konsum- und Investitionsgüter ruhig der Selbstregulierung überlassen werden kann, und führt die liquiden Geldkapitalien ständig in die Investition auch ohne Belohnung durch Zins und Rentabilität und ohne Nötigung zu unbedingtem Wirtschaftswachstum. Wohl aber wird jede durch ein echtes Bedürfnis veranlaßte Neubildung von Kapital (Invention, Innovation, Rationalisierung) durch eine entsprechend hohe Prämie von Rentabilität und Zins belohnt, die im allgemeinen Leistungswettbewerb wiederum rasch bis O absinken wird.

Mit diesen wirtschaftstheoretischen Überlegungen finden wir wieder den Anschluß an das Thema: Währung als Rechtsordnung. Diese These umfaßt, wie wir gesehen haben, eine Reihe von Postulaten, die in einer echt freien Marktwirtschaft mit einer geeigneten rechtlichen Rahmenordnung realisierbar sind und die wir in den folgenden Sätzen zusammenfassen wollen.

1. Jedes Geldzeichen ist ein durch Leistung legitimierter *Rechtsanspruch* auf eine äquivalente Gegenleistung aus dem Sozialprodukt.

2. Damit ist untrennbar zugleich die Verpflichtung verbunden, diesen Rechtsanspruch ohne Aufschub entweder selbst geltend zu machen (Konsum) oder zu diesem Zweck einem anderen zeitweise und leihweise zu übertragen (in der Regel für Investition).

3. Die Marktordnung eines freien und fairen Leistungswettbewerbes schließt leistungsloses Einkommen aus; sie bestimmt das Einkommen nach Maßgabe der von der Gesellschaft selbst über Nachfrage und Angebot als notwendig oder wertvoll bewerteten Leistung des Arbeiters, Unternehmers, Erfinders oder einer erwünschten echten Kapitalneubildung.

4. Sofern die hier formulierten Grundsätze als moralische Postulate erscheinen, wenden sie sich nicht als solche an den einzelnen Wirtschaftsteilnehmer, sondern an die *das Wirtschaftsleben konstituierende Rechtsordnung* (vornehmlich als Boden-, Geld- und Wettbewerbsordnung) und zwar in dem Sinn, daß ihre Realisierung durch funktionsfähige Selbststeuerungs-Mechanismen einer echt freien Marktwirtschaft gesichert wird. Dabei zeigt sich volle Übereinstimmung zwischen wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit und moralischem Postulat, also zwischen voll funktionsfähiger und sozial gerechter Marktwirtschaft.

Die Wunderinsel Barataria

von Juan Acratillo · 1675
Auszug aus einem größeren Werke.

Aus dem Spanischen übersetzt von Klaus Rosenfeld.

Vorwort.

Unter Kapitalismus ist der Zerfall der Völker in Klassen, die Scheidung der Menschen in *Rentner* und *Arbeiter*, Zehrer und Mehrer *zu verstehen*, die heute in der ganzen Welt durchgeführt ist. Wohin man sich auch wenden mag, nach Osten und Westen, nach Norden und Süden, nach autokratisch oder demokratisch geführten Staaten, allüberall findet man die gleichen Verhältnisse: Hunderttausende von Kapital-Rentnern, die kaum wissen, was sie aus Übermut treiben sollen, und Arbeiter, die trotz der durch die Wunder der modernen Technik ins Riesenhafte gesteigerten Produktionsfähigkeit oft nicht wissen, wie sie die elementarsten Bedürfnisse befriedigen können. Dabei die durch die Krisen geschaffene Unsicherheit.

Dieser Zerfall der Völker ist so alt, wie die Kultur. Er ist ihr unzertrennlicher Begleiter. Sobald ein Volk zur Geldwirtschaft übergeht, die die Arbeitsteilung ermöglicht und ausgestaltet, setzt auch der Zerfall des Volkes in Genießer und mühselig Beladene ein.

Worauf ist diese Erscheinung zurückzuführen? Auf diese Frage gibt es unzählige Antworten.

Die erste Antwort, von der uns die Geschichte erzählt, gab *Moses,*)* indem er die Unveräußerlichkeit des Bodens erklärte, das Zinsverbot und das Jubeljahr einführte.

Merkwürdigerweise hat auch *Lykurg**)* auf die Frage nach der Ursache des sozialen Zerfalles der Völker die gleiche Antwort wie Moses gegeben: Unveräußerlichkeit des Bodens und Ersatz des Goldes durch eisernes Geld waren Lykurgs Forderungen.

Beide große Gesetzgeber des Altertums, Moses und Lykurg – von einander durch sieben Jahrhunderte und ein Meer getrennt – gaben also auf die Frage nach der Ursache des sozialen Zerfalles der Völker übereinstimmend zur Antwort – das Gold und das Privateigentum am Boden.

Und jetzt nach dreieinhalb Jahrtausenden, nach einer entsetzlichen Leidensgeschichte der Menschheit kommen wir wieder auf die Fragen von Moses und Lykurg zurück und erklären –, Moses und Lykurg haben recht. Der

*) Moses lebte um 1500 vor Chr.

**) Lykurg lebte um 800 vor Chr.

soziale Zerfall der Völker ist auf die *Goldwährung* und das *Bodenrecht* zurückzuführen.

Wenn auch die Formulierung der Forderungen eine andere, dem Wesen des Übels genauer angepaßte ist, so bleibt doch die Tatsache hochinteressant, daß die Diagnose der sozialen Krankheit schon vor dreieinhalb Jahrtausenden von Moses und Lykurg gestellt worden war.

Zur Erklärung dieser eigentümlichen Tatsache ist wohl die Annahme berechtigt, daß die den sozialen Zerfall bedingenden Kräfte im herkömmlichen Geld und Bodenrecht sehr gut verborgen gewesen sein müssen, daß sie sich so lange der Entdeckung zu entziehen vermochten.

Und fürwahr, es muß wohl so sein, denn aus Erfahrung wissen wir, daß es in der Regel durchaus nicht genügt, mit dem Finger auf die Mängel des Geldes zu zeigen. Es geht hier zu wie bei den bekannten Vexierbildern, wo man das Gesuchte oft auch dann noch nicht sieht, wenn es einem gezeigt wird. Derart sind wir durch Nebendinge abgelenkt.

Beim Vexierbild sind es die Nebenfiguren, die uns das Finden erschweren, beim Geld die zahllosen Vorurteile und falschen volkswirtschaftlichen Begriffe, die im Laufe der Jahrtausende sich dem Gelde angepaßt haben. Das Geld war das Gegebene, die Tatsache, und diesen Tatsachen, so schief sie auch waren, haben sich unsere Ansichten angepaßt.

Die vorliegende Schrift ist ein neuer Beweis für das Gesagte. Sie wurde mir von Pedro *Tramposo,* einem spanischen Freunde zugesandt. Er fand das Manuskript, das aus dem Jahre 1675 stammt, in Granada beim Ordnen einer alten Privatbibliothek. Den Titel* wählte ich aus Gründen unserer Tagespolitik und weil die auf Marx schwörenden Sozialisten beim Lesen dieser Broschüre ob der neu gewonnenen Erkenntnisse mehr als einmal verblüfft dreinschauen werden.

Der Übersetzer.

*) Der Übersetzer gab der Erstveröffentlichung des »Berichtes« über die »Wunderinsel Barataria« (= Billigland) 1922, den provisorischen Titel »Der verblüffte Marxist«

Auf dem gleichen Breitegrad wie Utopia und genau 360 Grad ostwestlich dieser Insel liegt die Insel *Barataria.* So benannt, weil *barato* billig heißt und weil auf Barataria alles erstaunlich billig war, und zwar nicht in dem wucherischen Sinne, daß man für wenig Gold viel Ware bekam – was für den, der seine Ware für wenig Gold hergeben muß, ja keinen Vorteil hat – sondern billig im sozialpolitischen Sinne, daß alle Arbeiter, ohne Ausnahme, für wenig Arbeit viel Ware eintauschen konnten. Eine rätselhafte Sache, die wir aber erklären werden.

Die Insel wurde 1612 mit fünfhundert spanischen Familien kolonisiert. Auf der Heimreise gingen die Schiffe mit Mann und Maus unter, und so kam es, daß man in Madrid glaubte, daß mit den Schiffen auch die Kolonisten umgekommen seien und man in der Folge die Insel ganz vergaß. So waren die *Baratonen* lange Zeit gänzlich von der Welt abgeschnitten.

Uns interessieren hier die wirtschaftlichen Einrichtungen der Baratonen und was hier folgt ist ein Auszug der Chronik; mit deren Führung der Pfarrer der Hauptstadt Villapanza betraut worden war.

Anfänglich betrieben die Baratonen ihre Wirtschaft kommunistisch. Jedoch nicht lange. Denn bereits zehn Jahre nach der Landung wurden die Kolonisten durch den Lehrer Diego Martinez zusammengerufen, um die Einführung der Privatwirtschaft zu besprechen. Der Aufruf lautete: Der kommunistische Wirtschaftsbetrieb, dem wir bis heute treu blieben, hat gewiß mehr geleistet, als die Mehrheit von uns von ihm erwartete, doch leistet er nicht das, was wir von der vollen persönlichen Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstverantwortung erwarten dürfen. Wie das Hemd uns näher ist als der Rock, so ist es auch mit Egoismus und Altruismus, mit dem Selbsterhaltungstrieb und dem Arterhaltungstrieb.*) Wir alle tragen die Verantwortung für alles Tun und Lassen nicht unmittelbar genug. Vergißt einer das Handwerkszeug im Feld, wird ein krankes Pferd unsachgemäß oder nachlässig gepflegt, wird mit dem Feuer unvorsichtig umgegangen, wird ein Haus schlecht fundamentiert, schlecht geplant usw., so hat nicht der Schuldige den Schaden, sondern die Allgemeinheit. So gehen täglich durch Nachlässigkeit viele Güter verloren. Das Heu wird schlecht geborgen und gestern erfroren noch die Erdbeerkulturen, weil niemand sich die Mühe geben wollte, sie vor dem drohenden Nachtfrost zu schützen. Weil niemand schneller arbeiten will als die Anderen – schon allein um diese Anderen nicht zu beschämen – gibt der Langsamste das Tempo an. Wenn der dicke Gomez Feierabend ruft, so werfen auch schon alle das Handwerkszeug in den Staub. Es geht bei uns, wie es in zu engen

*) Arterhaltungstrieb = Trieb, der uns veranlaßt im Interesse der Art Opfer zu bringen der Familie, Gemeinde, Volk und Menschheit.

Straßen geht, wo die Ochsenkarre allen anderen Fahrzeugen die Fahrgeschwindigkeit vorschreibt. Vieles unterbleibt, was geschehen würde, wenn jedem *das Recht auf das eigene Arbeitsprodukt zugestanden würde.* Manches könnte anders und besser gemacht werden; wenn aber einer es besser machen möchte, so muß er erst in langer und breiter Rede die Einwilligung von den Genossen erwirken. Die beste Zeit geht meistens bei solchen Reden verloren, wobei noch zu beachten ist, daß immer nur das durchgesetzt werden kann, was dem Verstande der Mehrheit erreichbar ist; und das ist nicht viel. Dinge, die vertieftes Studium zu ihrem Verständnis erfordern, lassen sich demokratisch überhaupt nicht durchsetzen. Unsere Erfinder legen die Hände in den Schoß, weil sie wissen, daß es ihnen doch nicht gelingen wird, die Zustimmung zu den nötigen Versuchen auf dem Wege wissenschaftlicher Erklärungen von Creti und Pleti zu erwirken. Der Mehrheit ist alles Ungewohnte stets Utopie.

Der Erfolg ist, daß wir alle trotz offenbarer Tüchtigkeit unserer Frauen und Männer, trotz der großen Fruchtbarkeit unseres Bodens arm sind und arm bleiben. Und dazu diese schreckliche Gebundenheit und gegenseitige Abhängigkeit und *ewige Rücksichtnehmerei!*

Ich schlage folgendes vor: Wir führen das Eigentum ein, die Eigenverantwortung, das Recht auf das eigene Arbeitsprodukt. Wir vermessen den Boden und verpachten die einzelnen Teile meistbietend, das heißt nach Selbsteinschätzung. Wer guten Boden haben will, wird viel zahlen, und wer den schlechten Boden pachtet, erhält ihn umsonst, so daß in der Beziehung sich alle wirtschaftlich gleich stehen werden trotz der großen Unterschiede in der Bodenbeschaffenheit. Das Pachtgeld verteilen wir dann gleichmäßig unter alle, oder führen es der Landeskasse zu zur Bestreitung der allgemeinen Ausgaben.

Freilich werden wir dann auch Geld brauchen, denn nun werden wir *Waren* erzeugen, also Dinge, die man nicht mehr persönlich unmittelbar brauchen kann, sondern die man zum Tausch oder Verkauf erzeugt. Und zu diesem Tausch brauchen wir ein Tauschmittel, also Geld.

Solches Geld können wir uns mit der Gutenbergischen Erfindung herstellen. Zwar fehlt uns das Gold als Deckung, aber ich wüßte nicht, warum man als Deckung gerade Gold brauchen soll. Als Deckung ist meines Erachtens jede Ware von allgemeiner Nützlichkeit brauchbar und darum schlage ich vor, unsere Hauptfrucht, die Kartoffel, als Deckung unserer Banknoten zu gebrauchen. Wir bauen an verschiedenen Orten Kellerräume, wo man gegen Hinterlegung von Kartoffeln entsprechende Mengen Banknoten erhalten wird, und wo man umgekehrt dem Inhaber der Banknoten bei Sicht und ohne Legitimation von den hinterlegten Kartoffeln das Gewünschte bar aushändigen wird. Und mit diesen Banknoten, die dann mit

100 Prozent gedeckt sein werden, wird man auf der ganzen Insel herumreisen und alles kaufen können.

So werden wir uns der Geldwirtschaft erfreuen und das allgemeine Verlangen nach Freiheit, Eigentum, Selbstverantwortung und Selbständigkeit befriedigen. Kommt, Kameraden, morgen vollzählig zur Besprechung der Sache!

* * *

Wie die Chronik berichtet, wurde der Vorschlag *Diego Martinez* eingehend besprochen und angenommen. Einer schlug vor, statt der Kartoffeln den Stalldünger als Deckung der Banknoten zu nehmen, da dieser seiner universellen Verwendung und gleichmäßigen Produktion wegen sich besser als Deckung eignete. Es gäbe Jahre, wo man viele Kartoffeln erntete, so daß es dann auch Jahre mit vielem Gelde geben würde, während bei einer Kartoffelmißernte es auch an Geld fehlen würde. Solche Schwankungen wären bei der Mistdeckung ausgeschlossen. Der Mist wäre das eigentliche Protoplasma, die wahre Unterlage unserer Existenz, der Urwert, das einzige Gut von wirklich »innerem, von ewigem Wert«, das von jedem Bauer in fast unbegrenzter Menge verwendet werden kann, von dem es nie genug und noch weniger jemals zuviel geben könne. Als Deckung der Banknoten könne nur ein Universalgut in Frage kommen, und ein Universalgut sei nicht die Kartoffel, nicht das Gold, sondern der Mist, der Urstoff, der Universalstoff.

Hierauf antwortete Martinez, er habe die Kartoffeldeckung vorgeschlagen, um nicht auf die Theorie des Geldes eingehen zu müssen. Nach seiner Überzeugung bedürfe das Geld überhaupt keiner Deckung. *Da die Geldfunktion, das heißt die Nützlichkeit des Geldes als Tauschmittel, aus dem Geldgegenstand ein Gut von universellster Verwendbarkeit mache,* universeller wenn möglich noch als der Stallmist, da es gerade da immer gesucht und begehrt wird, wo man Waren zum Verkauf anbietet. *Wo Ware liegt, da wäre Nachfrage nach Geld; die Ware wäre also schon die Deckung des Geldes* – warum also noch eine doppelte Deckung durch Kartoffeln, Gold oder Mist. *Mit seiner Funktion als Tauschmittel wäre das Geld gerade richtig und immer voll gedeckt.*

Diese Ausführungen scheinen aber nicht von der Mehrheit der Baratonen begriffen worden zu sein, denn die Chronik sagt, daß bei der Abstimmung über diese Frage die Männer sich aus währungstechnischen Erwägungen für die Deckung des Geldes durch Mist entschieden, die Frauen aber aus ästhetischen Gründen den Kartoffeln den Vorzug gaben.

So wurde also die Sache nach den ursprünglichen Vorschlägen des Lehrers durchgeführt.

Man baute in jeder Stadt einen Kartoffelkeller, wo jeder für Kartoffeln

Zettel erhielt, die unseren heutigen Banknoten ähnelten und die Inschrift trugen: Die baratonische Notenbank zahlt dem Inhaber bei Sicht und ohne Legitimation 1-5-10-100-1000 Zentner Kartoffeln.

Wie es scheint, bürgerten sich diese Banknoten ohne Schwierigkeiten bei den Baratonen ein. Wer Geld brauchte, lieferte in den Kellern der Notenbank Kartoffeln ab und erhielt dort stets für einen Zentner Kartoffeln eine Note von einem Zentner Geld. Und wer umgekehrt Kartoffeln brauchte, erhielt solche in den Kellern der Notenbank gegen Vorzeigung der Noten. *Und auf der ganzen Insel liefen die Noten als Geld um und reihten sich in die allgemeine Preisskala nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage ein.* Jeder rechnete nach Kartoffelzentnern, alle Preise lauteten in Kartoffelzentnern, abgekürzt Zentner. Da die Kartoffel auf der ganzen Insel gleichmäßig gut gedieh, so standen die Preise aller anderen Waren direkt unter der Kontrolle der Kartoffel. Erschienen die Preise der sonstigen Waren teuer im Vergleich mit den Kartoffeln, so vernachlässigte man den Anbau der Kartoffeln, dann gingen wegen Mangel an Geld (Kartoffelnoten) die Preise der übrigen Waren zurück, das heißt man erhielt für die Kartoffeln wieder mehr von den anderen Waren, bis daß der Kartoffelbau wieder lohnend erschien. So stand darum die Währung Baratarias viel unmittelbarer unter dem allgemeinen Gesetz, wonach das Tauschverhältnis der Waren durch die Arbeit bestimmt wird – als dies zum Beispiel bei uns mit der Goldwährung der Fall ist. Denn das Gold läßt sich nicht wie Kartoffeln willkürlich produzieren, weil es ja gefunden wird.

So weit wickelte sich also der Handel ganz gut und zur allgemeinen Zufriedenheit ab. Doch hatte die Sache einen Haken. Noch waren keine zwei Jahre verflossen, da berief *Diego Martinez,* den man zum Verwalter der Notenbank ernannt hatte, die Baratonen wieder zu einer Besprechung. Seine Bücher schlossen mit einem Fehlbetrag von über 20% ab, das heißt es waren 500 000 Zentner Kartoffelnoten ausgegeben, während die Deckung nur 400 000 Zentner betrug. Der Fehlbetrag von 100 000 Zentner war auf den natürlichen Schwund der Kartoffeln, auf Fäulnis, Rattenfraß usw., und auf die Verwaltungskosten zurückzuführen. Martinez erklärte, daß dieser Verlust nicht zu vermeiden sei, und daß, wenn nichts geschähe, der Fehlbetrag nächstes Jahr auf 30% steigen würde. *Was sollte geschehen?*

Man schlug vor, durch eine Steuer den Fehlbetrag zu decken. Man solle eine Steuer im Gesamtbetrag von 100 000 Zentner erheben und diesen Betrag einfach verbrennen. So wäre das Gleichgewicht zwischen Noten und Deckung wieder hergestellt.

Martinez aber sagte: Diese Steuer wäre ungerecht, denn sie würde Leute treffen, die keinen Gebrauch vom Gelde machen, weil sie, was sie brauchen, selber erzeugen und nicht für den Markt arbeiten. Ich komme aber auf

das zurück, was ich in der ersten Versammlung von der Überflüssigkeit der Deckung gesagt habe. Ihr könnt nun sehen, wie recht ich damals hatte. Jetzt sind die Noten nur mehr mit 80% gedeckt, und trotzdem gelten sie draußen genau so viel, wie wenn sie voll gedeckt wären. Dasselbe wäre auch zweifellos der Fall, wenn die Deckung noch weiter abgenommen hätte. Wenn aber eine Deckung von 80% und weniger als voll gilt, warum soll das nicht auch bei 10% so sein? In unseren Kartoffelkellern werden nur äußerst selten Kartoffeln verlangt – kaum 10% des Vorrates im Monat. Wer Kartoffeln kauft, kauft sie lieber auf dem Markt. Würden wir in der Inschrift der Noten die Lieferung von Kartoffeln streichen, so würde auch das ganz ohne Einfluß bleiben. *Je mehr die Noten zum allgemeinen Tauschmittel werden, um so unentbehrlicher werden sie, umso nebensächlicher wird die Deckung.* Aber das sind theoretische Erwägungen, deren Richtigkeit man nur nach vertieftem Studium anerkennt.

Hierauf antwortete *Santiago,* derselbe, der die Mistdeckung für das Geld vorgeschlagen hatte: Diego Martinez hat vollkommen recht. *Das Geld braucht gar keine Deckung; seine Verwendung, seine Nützlichkeit als Tauschmittel muß vollkommen genügen, um Nachfrage nach diesem Geld zu erzeugen, und mehr Deckung braucht keine Ware, als Nachfrage. Und für die Nachfrage nach unserem Geld wird schon die Natur unserer Produkte sorgen, die wir ja nicht anders verkaufen können, als indem wir sie gegen Geld anbieten. Und in diesem Angebot von Waren besteht doch gerade die Nachfrage nach Geld, die infolgedessen immer gerade so groß sein wird – wie die durch unsere Arbeit erzeugte Warenmenge, das Angebot von Waren.* Von unserer Zentralnotenbank hat der Inhaber des Geldes nichts zu fordern, *draußen auf den Märkten, in den Läden liegt die Deckung unseres Geldes. Wir brauchen keine Einlösung der Noten, da wir ja das Geld so wie so immer brauchen werden, ja im Grunde ist die Einlösbarkeit der Noten für uns eine ewige Bedrohung* – denn nehmen wir an, die Notenbank würde eines Tages die Noten wirklich sämtlich einlösen – wozu sie nicht nur berechtigt, sondern eigentlich sogar verpflichtet ist, was würde dann aus uns werden? Ist unsere Wirtschaft einmal auf das Geldwesen eingestellt, so brauchen wir nur eins: *Eine unbedingte Gewähr, daß die Notenbank ihre Noten niemals einlösen wird.* Diese Gewähr werden wir haben, wenn das Einlösungsmittel, die Kartoffeldeckung ganz verfault sein wird, und bis das geschehen, schlage ich vor, unserem Geld folgende Inschrift zu geben: *Der Notenbank ist es verboten, die Noten einzulösen. Die Notenbank hat das Geld ewig in Umlauf zu erhalten.* Sie darf keinen Stahlschrank besitzen. Oder noch besser, wir schreiben: »Dem Vorzeiger dieser Note wird Diego Martinez bei Sicht und ohne Legitimation 100 Streiche mit dem Schulstock verabfolgen«. So werden wir dann auch

von seiten der Geldinhaber vor der drohenden Einlösung der Noten geschützt. Ich will damit ganz klar ausdrücken, daß die Deckung des Geldes nicht in der Emissionsbank zu suchen ist, und daß eine zur Einlösung der Noten bestimmte Deckung, wie sie unsere Kartoffeln bisher darstellten, keine Sicherheit, sondern eine Unsicherheit, ja eine Bedrohung des Geldmarktes darstellt. Ich stimmte vorhin für eine Mistdeckung, weil ich dieser Gesellschaft lange theoretische Auseinandersetzungen ersparen wollte, in der Überzeugung, daß die Praxis uns allen bald genug die völlige Überflüssigkeit jeder Art Deckung entschleiern würde.

Hierauf ergriff wieder *Diego Martinez* das Wort: So drastisch Genosse Santiago euch den Sachverhalt klar gemacht hat, so treffend und wahr sind auch seine Ausführungen. Aber wir müssen hier unsere demokratische Verfassung achten und seine Gesetze, keine Einrichtungen einführen, die nicht auch restlos von der Majorität unseres Volkes begriffen und durchschaut werden, so nützlich auch solche Einrichtungen sich erweisen würden. Ich würde es als ein Verbrechen an der Demokratie ansehen, die Annahme meiner Vorschläge von eurem bloßen Vertrauen, womit ihr mich beehrt, zu erwirken. Alles muß auf dieser Welt bezahlt werden, warum nicht auch die Demokratie. Nein, Genossen, Demokraten, echte Demokraten wollen wir bleiben, verweigert immer glattweg alles, was ihr nicht begreift und durchschaut. So ihr nicht nach eigenem Urteil handelt und euch auf Vertrauensmänner verlaßt, verliert ihr das Heft aus der Hand und verfallt dem aristokratischen Regiment. *Trefft keine staatlichen Einrichtungen, die euren geistigen Horizont übersteigen. Euer Staat sei das geistige Spiegelbild der Majorität. Alles müßt ihr durchschauen können, nichts darf euch zu hoch sein.* Und schmückt euch nicht mit fremden Federn. *Ist das geistige Fassungsvermögen der Majorität nicht größer als das der Hottentotten, so begnügt euch mit einem Hottentottenstaat.*

Euer alter Lehrer weiß, daß viele unter euch das Geld im Sinne *Barabinos* begreifen werden, aber bei weitem nicht die hier ausschlaggebende Majorität. *Fiat democratia et pereat mundus.* Ehe wir uns eines Geldes bedienen, das unsere Majorität nicht geistig durchdringt, verzichten wir auf solches Geldwesen – und wenn es noch so viele Vorteile böte. Zum Glück nun kann ich euch ein Geldsystem vorschlagen, das jeder von euch verstehen wird, und das, wenngleich es stark an das Muschelgeld der Hottentotten erinnert, dennoch ganz gute Dienste leisten wird.

Wir haben hier auf unserer Insel ein Exemplar, ein einziges, des »*pinus moneta*«, des großen Baumes, wie ihn unsere Kinder nennen, dessen Nüsse, uns zu weiter nichts nütze sind. Die Kinder spielen damit und die Ratten fressen sie, wenn nichts anderes da ist. Diese Nüsse erklären wir zu unserem Geld. Wir bauen um den Baum eine Mauer und erklären Baum und Früchte

für Eigentum des Volkes. Mit diesem Geld fällt die ganze Deckungsfrage einfach weg. Das Geld trägt dann in sich selbst seine »Deckung« und schleppt sie mit sich herum. Der Baum wird zu unserer Zentralnotenbank und ersetzt unsere kostspieligen Kartoffelhallen. Mit den Nüssen lösen wir die in Umlauf befindlichen Kartoffelnoten ein. Die noch vorrätigen Kartoffeln verteilen wir unter uns und machen bekannt, daß von nun an nur *mehr allein die Nüsse unseres großen Baumes* als Geld anzusehen seien. Als Umtauschverhältnis für die Kartoffelnoten schlage ich 1 zu 100 vor – das heißt ein Pfund Nüsse für eine Note von 100 Pfund Kartoffeln. *Diese Nüsse unterliegen zwar auch einem regelmäßig wachsenden Gewichtsschwund dadurch, daß sich das in ihnen enthaltene Öl verflüchtigt, aber dieser Verlust trifft dann immer gleich den, den es treffen soll, also den, der das Geld für den Tausch seiner Produkte benutzt, und nicht mehr die Allgemeinheit.* Da weiter durch den ständigen Gewichtsverlust der Nüsse unser Geldbestand ständig abnehmen wird, so werden wir jährlich für Ersatz sorgen müssen, indem wir von der jährlichen Ernte des großen Baumes soviel in Umlauf setzen, wie auf genannte Weise jährlich verloren geht. So werden wir eine jährliche Einnahme haben, die ich auf 10% unseres Geldumlaufes schätze und für die wir gute Verwendung beim Ausbau unseres Straßensystems haben werden. Auch das ist noch zu bemerken: Unsere Nußreserven setzen uns in den Stand, stets genau so viel Nüsse (Geld) in Umlauf zu setzen, daß ihr Preis sich nicht verändert, *das heißt daß man für das gleiche Quantum Nüsse immer das gleiche Quantum Waren, Durchschnittswaren erhalten wird.* Neigen die Warenpreise abwärts, so werden wir von unseren Nußreserven so viel und so lange neue Mengen auf den Markt werfen, bis daß die Warenpreise wieder anziehen. Sollten umgekehrt die Warenpreise steigen, so vermindern wir den Geldumlauf, was auf einfachste Weise dadurch geschieht, daß wir den Ersatz des natürlichen Schwundes des Geldes eine Zeitlang aussetzen. So werden sich Angebot und Nachfrage stets die Wage halten.

Dieser Vorschlag gefiel den Baratonen außerordentlich. Dieses Nußgeld, wenn es auch nur aus den unnützen Früchten eines Nadelbaumes bestand, von dem es in Madagascar ganze Wälder gibt, verstanden sie, oder glaubten wenigstens es zu verstehen. Es war ein Körper, massiv; man sah, fühlte es, konnte es wiegen. Es hatte »inneren Wert«. Es war hartes Geld, Stoff, man konnte da wieder stofflich denken. Zudem eignete sich die Frucht, auch rein äußerlich betrachtet, vorzüglich für die beabsichtigte Verwendung. Es waren kleine, harte, glänzende Nüßchen in Erbsengröße, von angenehmem Getaste und Geruch, die sich leicht in Beuteln tragen ließen. Der Ballast war klein; man konnte sowohl die größte wie die kleinste Summe damit zahlen.

Der *Pinus moneta,* der große Geldbaum, wurde nun eingefriedigt. Die Früchte wurden gesammelt und der nach dem Umtausch der Kartoffelnoten verbleibende Rest dem Lehrer Diego Martinez als Bankreserven übergeben mit der Vollmacht, damit nach seinen Vorschlägen die Währung des Landes zu verwalten.

Auf Veranlassung des Bürgers *Carlos Marquez* wurden die Kartoffeln, die als Deckung des früheren Geldes gedient hatten, nicht aus den Hallen entfernt, denn, so sagte er, die »wertlosen« Nüsse des *Pinus moneta,* deren Produktion keine menschliche Arbeit gekostet hatte und keine »Arbeitsgallerte« vorstellten, könnten nur durch den auf sie »übertragenen Wert« der Kartoffel als Geld funktionieren. Das Geld kann nur den Wert eintauschen, den es selber hat, sagt er. Die Kartoffeln könnten ja da, wo sie lagen, vollständig verfaulen, das schadet sonst nichts, ihr Wert würde doch nach Beendigung des Fäulnisprozesses, das heißt »*nach Abstraktion aller körperlichen Eigenschaften*« verbleiben und auf die Nüsse des *Pinus moneta* übergehen, – also so zu sagen nur eine Seelenwanderung durchmachen. *(Marx sagt:* Abstrahiert man sämtliche körperliche Eigenschaften der Waren, so bleibt doch noch eine Eigenschaft – der Wert.) Da die Baratonen kein Wörtchen von diesen Ausführungen verstanden, so wurde der Vorschlag einstimmig angenommen.

Über diesen Schildbürgerstreich machte sich *Santiago Barabino* nicht wenig lustig. Was seid ihr doch beschränkte Köpfe, sagte er. Ist das nicht der reine Fetischismus. Freilich, wer sich einer reinen Demokratie erfreuen will, der muß auch bereit sein, ihre Kosten zu zahlen. Heute kostet uns der Spaß 400 000 Zentner Kartoffeln, die wir darum verfaulen lassen, weil die Majorität es so will, weil sie geistig unfähig ist, das Geld zu begreifen und nun einer Phrase zum Opfer gefallen ist. *Fiat democratia et pereant tubercula.* Könnt ihr euch nicht über den Stoff erheben? Könnt ihr das Geld nur stofflich, nicht als Kraft begreifen? Dabei erlaubt ihr euch noch über den armen Kopernikus zu lachen, der wohl einfach, daß die Erde um die Sonne kreiste, aber sich auch nicht vom Stoffe trennen konnte und darum die Erde auf Achsen und auf einer festen Ebene kreisen ließ, bis daß Galileo auch diesen Rest stofflicher Vorstellungen bei Seite warf, und unsere Erde in den Raum schleuderte, wo sie nun frei ihre Bahnen um die Sonne ziehen darf. So wie Galileo die Erde betrachtete, so müßt ihr euch das Geld vorstellen. Frei, an keine besondere Ware gebunden, weder an Gold, noch an Kartoffeln und an Nüsse. Wie die Erde ihre Schwerkraft von den umgebenden Himmelskörpern erhält, so zieht das Geld aus den Warenvorräten des Marktes, denen es als Tauschmittel dient, seine Lebensgeister. Nehmen wir die Sonne fort, so löst sich die Erde in Dunst auf, den die Wüstenwinde hin und her wehen; nehmen wir die Waren

fort, so verwandeln sich die Samen des *Pinus moneta* wieder in das, was sie waren, in Futter für Ratten. Von dem Augenblick aber, wo wir sagen: Wir verkaufen unsere Arbeitsprodukte nur noch gegen die Nüsse des *Pinus moneta,* entsteht eine kaufmännische Nachfrage, die genau so groß ist wie die auf den Tausch harrende Warenmenge und mit dieser gemessen werden kann. Wie ihr aber wißt, genügt es, *wenn Nachfrage nach einer Sache besteht,* um dieser den Charakter einer Ware zu geben, für die man auf dem Markte etwas eintauschen kann. Wie viel, sagen dann Angebot und Nachfrage. Vorher war die Nuß des *Pinus moneta* wirklich ein sehr nutzloser Gegenstand, *jetzt aber, da wir sie zu unserem Tauschmittel gemacht haben, gehört sie zweifellos zu unseren nützlichsten Gütern,* da wir es ihr verdanken, wenn wir unsere Produkte schnell, sicher und billig austauschen können. Darum war es ein toller Streich, die 400 000 Zentner Kartoffeln »zur Gewinnung des Wertes« verfaulen zu lassen. Weder die Kartoffelnoten noch die Nüsse des *Pinus moneta* brauchten zu ihrer Geldfunktion solcher »Deckung«.

Hier bricht die Chronik den Gegenstand plötzlich ab. Erst zehn Jahre später ist von einer neuen Geldordnung die Rede. Schon lange scheint man mit dem Nußgeld völlig zufrieden gewesen zu sein. Die Chronik berichtet von dem unaufhaltsam wachsenden allgemeinen Wohlstand, der sich in vielerlei Werken schönster Kultur äußerte. Auch der Überraschung des Chronisten wird Ausdruck gegeben darüber, daß dieser allgemeine Wohlstand allen Prophezeihungen zum Trotz nicht in Reichtum und Armut zerfallen wollte. Arme Leute gab es während dieser langen Zeit offenbar überhaupt nicht, denn im Staatshaushalt fehlt jede Andeutung über öffentliche Armenpflege. Überraschend klein an Umfang ist auch die Verbrecherchronik. Immer wieder spricht der Chronist seine Überraschung darüber aus, daß bei rein geschäftsmäßigen Darlehen kein Zins ausbedungen werden kann. Daß das nicht aus religiösen oder ethischen Gründen geschieht, erwähnt der Chronist ausdrücklich. Er sagt, *daß auf dem Darlehensmarkt das Angebot immer reichlich die Nachfrage deckt,* was ja dann allerdings die Erscheinung des zinslosen Darlehens erklärt. Die Baratonen verkauften ihre Erzeugnisse nach kaufmännischen Grundsätzen, das heißt, sie nahmen immer so viel, wie sie erlangen konnten. Hätten also die Baratonen nach Lage der Verhältnisse einen Zins bei Darlehen ausbedingen können, so hätten sie den Zins ganz gewiß nicht verschmäht. Die Erscheinung, daß in Barataria das Angebot auf dem Darlehensmarkt die Nachfrage deckte, sucht der Chronist wie folgt zu erklären: Das Angebot bei Darlehen bestand aus Nüssen des *pinus moneta, die, wie wir wissen, genau wie alle anderen Güter dem ständigen Schwund unterworfen waren. Dieser Schwund übte auf das Angebot dieser Nüsse einen ständigen Druck*

aus. Die Darlehensgeber, also die Besitzer der Nüsse, konnten nicht wie unsere heutigen Kapitalisten den Zins zur selbstverständlichen Bedingung des Darlehens stellen; sie konnten den Geldschrank nicht dem Darlehensbegehrer vor der Nase zuschlagen und sagen: »Wenn sie keinen Zins bewilligen, so behalte ich mein Geld«. Beim Gold und bei den heutigen Banknoten ist das möglich, weil das Gold und seine papiernen Vertreter unbegrenzt haltbar sind. *Darin unterschied sich eben das Geld der Baratonen von unserem heutigen Geldwesen.* Gaben die Baratonen das Geld zinsfrei her, so vermieden sie den Verlust, der ihnen sonst aus der Aufbewahrung des Geldes erwachsen wäre. Sie gaben 100 Pfund Nüsse, und nach Jahr und Tag bekamen sie 100 Pfund zurück. Hätten sie die 100 Pfund im Geldschrank verwahrt, weil sie auf zinsfreie Darlehen nicht eingehen wollten, so hätten sie nach Ablauf der gleichen Zeit nur mehr 90–80–70 Pfund vorgefunden. Was sollen die Sparer tun, fragt der Chronist. Sparen sie ihre eigenen Produkte, so haben sie Verluste und Kosten für die Wartung, legen sie ihre Ersparnisse in Produkten anderer Bürger an, so stehen sie sich nicht besser, und sparen sie Geld, so ist es wieder dasselbe, als ob sie ihre eigenen oder die Erzeugnisse anderer sparten. *So ist das zinsfreie Darlehen für die Sparer tatsächlich die einfachste und nützlichste Sparanlage.* Die Bürger aber, die das Geld ja nur zum Ankauf von Waren für ihre Industrie oder Handel benötigen, legen das Geld nicht in den Kasten, sie wälzen den aus dem Schwund des Geldes entstehenden Verlust durch den Kauf der von ihnen benötigten Waren wieder von sich ab. So haben sie den Vorteil des Darlehens ohne Zinslasten.

Weil derart die Gelddarlehen zinsfrei waren, konnten die Unternehmer auch von ihren Unternehmungen keinen Zins verlangen. Sie konnten Fabriken, Mietshäuser, Schiffe, Kanäle bauen, ohne dabei zur Bedingung zu stellen, daß ihnen das Haus Zins abwerfe. Bei uns muß jedes Unternehmen wenigstens so viel Zins abwerfen, wie der Unternehmer den Hypothekenbanken für das Geldkapital an Zins abtragen muß, sonst ist das Unternehmen finanziell unmöglich. Es rentiert nicht, sagt man. Für unsere Unternehmer ist der Zins ein Durchgangsposten, der sie weiter nicht interessiert. Ob sie 3–4–5% zahlen müssen, ist ihnen völlig gleichgültig. Sie erheben den Zins vom Haus, vom Schiff, von der Fabrik, um ihn an ihre Gläubiger abzuliefern. Ihnen bleibt dann der ihrer persönlichen Arbeit entsprechende reine Unternehmerlohn, der durch die Gesetze des allgemeinen Wettbewerbs bestimmt wird. So war es auch in Barataria, nur mit dem Unterschied, daß die Zinswirtschaft wegfiel. Die Mietshäuser in Barataria warfen in der Miete nur die Kosten der Reparaturen, die etwaige Grundrente (die an die Staatskasse abgeführt wurde) und die Abschreibungen ab. Mit dem in der Miete enthaltenen Betrag der Abschreibungen wurde

das Darlehen getilgt. Auch im Handel wurden die Waren nicht mit Zins belastet an die Konsumenten abgegeben, denn von der Grundlage des zinsfreien Gelddarlehens gingen die Preisberechnungen der Konkurrenten aus.

Die Banken hatten in Barataria trotz des lebhaften Verkehrs geringe Bedeutung. Hypothekenbanken fehlten schon aus dem Grunde, weil in Barataria der Boden der Allgemeinheit gehörte, also so zu sagen ein Fideikommiß des ganzen Volkes darstellte. Und Fideikomisse kann man nicht verpfänden. Die baratonischen Sparer scheinen ihre Mittel direkt ohne Vermittlung von Zwischenpersonen und Banken in den ihnen bekannten, meistens Aktiengesellschaften geführten Unternehmungen angelegt zu haben. Wechsel und Schecks waren unbekannt. Die Barzahlung war fast ausnahmslose Sitte, was der Chronist damit erklärte, daß die Natur des dortigen Geldes jeden direkt zwang, sich des Geldes so schnell wie möglich zu entledigen. Kreditverkäufe waren unbekannt. Wer aus besonderen Gründen nicht über das nötige Geld verfügte, der borgte bei seinen Bekannten und Verwandten und bezahlte dann bar. Der Chronist erwähnt ferner die bei den Baratonen ganz allgemein gewesene Sitte der privaten Vorratswirtschaft. In jedem Hause war eine Vorratskammer eingebaut – gewöhnlich der Stolz der Hausfrau. Diese füllte man mit den Gegenständen des gewöhnlichen Bedarfes. *Statt Geldreserven und Sparkassenbüchern hatte man Vorräte.* Da das Geld sich ohne Schaden nicht aufbewahren ließ, so war jeder Hausfrau der Besitz von Vorräten ebenso lieb und bequem, wie der Besitz barer Geldreserven. Geld und Vorräte waren gleich schlecht und gleich gut. Darum pflegte man die Waren nicht so wie heute in Minimalmengen zu kaufen, sonder faß-, sack- und ballenweise in der Originalpackung und da es sich derart immer um größere Sendungen handelte, so bezog man die Waren meistens unmittelbar vom Erzeuger. Die Weihnachtsgeschenke kaufte man zum Beispiel nicht gerade am Weihnachtsabend, sondern während des ganzen Jahres, wenn man gerade Geld hatte, und bewahrte sie dann in der Vorratskammer für die Zeit des Festes auf. Darum trieben sich die Waren in Barataria gar nicht lange auf den Märkten und in den Läden herum. Es waren überhaupt nur ganz wenige Läden vorhanden – eine Apotheke, ein Sargmagazin, ein Sprengstofflager und ähnliche Geschäfte von Gegenständen, die man nicht gerne auf Vorrat kaufen wollte. *Die Waren rollten auf dem Gelde des pinus moneta unaufhaltsam von der Werkstätte, vom Acker unmittelbar den Verbrauchern zu.* Das hatte zur Folge, daß die Kaufleute ihre Geschäfte mehr kommissionsweise, nach Art der Musterreiter betrieben. Ihre Profitsätze müssen demgemäß auch nur sehr gering gewesen sein, statt 40% im Durchschnitt, wie sie bei uns betragen, mochten die Waren in Barataria

nur mit etwa 4% Handelsspesen belastet den Verbraucher erreichen.

Jetzt werden wir auch schon verstehen, warum in Barataria alles so billig war, wie anfangs erwähnt wurde. Die Güter waren nicht billig, weil man dort niedrige Löhne zahlte, sondern einfach darum, weil der Warenaustausch und die Warenproduktion nicht mit Zinsen und unerhörten Handelsprofiten belastet waren. Bedenkt man, daß zum Beispiel bei den Eisenbahnen der Preis der Fahrkarten und die Frachtsätze zu mehr als 50% aus Zinsen des im Bahnbau angelegten Geldkapitals bestehen, daß durch eine Beseitigung des Zinses der Tarif der Bahnen um 50% ermäßigt werden könnte, daß ferner bei 5% Zins das ganze Reich mit allem Land und allem, was drauf gebaut ist, Häuser, Eisenbahn, Fabriken, Kuhställe, Gärten, Wälder, Äcker, Wasserkräfte usw. alle 20 Jahre über die Zahltische der Rentner wandert, so wird man verstehen, warum unsere Insel den anheimelnden Namen Barataria erhielt.

Leider muß ich es mir versagen, auch von den sozialen Zuständen, die sich auf diesen wirtschaftlichen Verhältnissen der Baratonen entwickelten, näheres mitzuteilen. Es genüge hier zu erwähnen, daß in Barataria jeder nach christlicher Lehre leben und handeln konnte, ohne dadurch in Bedrängnis zu geraten. Die Zahl der Hilfsbedürftigen war gegenüber der Zahl der Hilfskräftigen derart geringfügig, daß es überhaupt nicht möglich war, durch werktätiges Christentum sich selbst in den Zustand der Hilfsbedürftigkeit zu bringen. Ohne zu erröten, konnte jeder von sich sagen: Ich lebe nach Christi Lehre, wenigstens so weit es mein Verhältnis zu meinem Nächsten, zu meinen Brüdern betrifft.

So standen die Sachen, als die Baratonen eines Tages von einem Aufruf überrascht wurden, den *Carlos Marquez* an die Bürger Baratarias richtete: Bürger! Unser Geld hat sich entschieden als Tauschmittel bewährt. Der Wert der verfaulten Kartoffeln hat sich als »kristallisierte Arbeitsgallerte« auf die sonst wertlosen Samenkörner des *Pinus moneta* übertragen und haftet diesen an, wie der Schweiß der Goldgräber König Salomos noch heute dem aus damaliger Zeit auf uns überkommenen Ophirgolde anhaftet. Der Tausch der Produkte geht dank diesem übertragenen Wert der Kartoffeln reibungslos von statten, sogar besser, wie ich zugebe, als es mit dem Golde Salomos zu gehen pflegte. Wir haben noch keinen Krach, keine Krise, keine Arbeitslosigkeit gehabt. Merkwürdigerweise ist auch der dem Privateigentum als Eigenschaft anhaftende Zins oder Mehrwert ausgeblieben – auch habe ich bis jetzt keine Entwicklungskeime des Mehrwertes wahrnehmen können. Die Theorie des Mehrwertes versagt hier offenbar. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß wir mit dem jetzigen Geld eine der Haupteigenschaften guten Geldes entbehren müssen – nämlich die Eigenschaft eines Wertbewahrers, einer Wertkonserve, eines Wert-

speichers. Wie viele Verluste erwachsen unseren Hausfrauen allein aus dem Besitze der Vorratskammern, wie viel Arbeit verursacht deren Wartung! Es geht hier in die Millionen. Alle diese Kosten würden wir sparen können, wenn unser Geld nicht ausschließlich Tauschmittel, sondern auch Sparmittel, Wertbewahrer, Wertspeicher und Wertkonserve wäre. Der Grund, warum unser Geld nicht auch Sparmittel ist, liegt darin, daß wir die Nüsse des *Pinus moneta* nach Gewicht tauschen und daß dieses Gewicht ständig schwindet. *Wenn wir nun die Nüsse statt nach Gewicht nach Hohlmaßen gelten ließen,* so bliebe der Wert unseres Geldes unverändert, denn wie ich festgestellt habe, überträgt sich der Schwund des Gewichtes der Nüsse nicht auch auf ihren Rauminhalt. Dieser ist so gut wie unveränderlich. Ein Maß Nüsse bleibt noch nach zehn Jahren ein Maß Nüsse. Nun gibt ein Pfund frischer Nüsse des *Pinus moneta* genau 1/10 Maß. Wir brauchen also nur ein Gesetz, wonach von jetzt ab das zehntel Maß an die Stelle des Pfundes tritt – und dann haben wir, was wir brauchen – die Wertkonserve, den Wertbewahrer, verbunden mit den allgemein anerkannten Vorzügen unseres Geldes. Kommt, Bürger, stimmt alle für diese Währungsreform, die uns viele Millionen ersparen wird.

In dieser Versammlung ergriff nun der Lehrer *Diego Martinez* das Wort: Liebe Mitbürger, sagte er, lehnt den Vorschlag *Marquez* ab. Unsere Wirtschaft ist, wie er selber zugibt, in bester Ordnung. Um Geld soll man nicht viel herumpfuschen. Wir wissen gar nicht, welche Rückwirkungen eine solche eingreifende Änderung auslösen wird. *Nervus rerum* nennt man das Geld nicht umsonst. Durch den Vorschlag Marquez schaffen wir zwar das, was er bezweckt, *aber auf wessen Kosten wir die Vorteile des sogen. Wertspeichers genießen werden,* das hat uns Marquez nicht gesagt. Er sagt nur, daß die Hausfrauen die Unkosten sparen werden, die ihnen die Aufbewahrung der Vorräte verursacht. Wer aber soll von nun an diese Vorräte aufbewahren und wer soll die Kosten tragen? Das hätte Marquez untersuchen müssen. Auf alle Fälle stelle ich hier eine *Diskrepanz* fest zwischen der Natur des Marquez'schen Geldes und der Natur der Waren, denen das Geld als Tauschmittel zu dienen hat, eine Diskrepanz, von der wir in Übereinstimmung mit dem Satz, daß das Geld als *nervus rerum* zu betrachten ist, die folgenschwersten Ereignisse erwarten müssen. Welcher Art diese Ereignisse sind, vermag ich zur Stunde nicht zu übersehen. Unsere Wirtschaft läuft in so gut geölten Bahnen, daß kaum einer unter uns die Gesetze dieser Wirtschaft zu untersuchen für nötig gehalten hat. Sonst würde wohl einer im Stande sein, den theoretischen Nachweis zu erbringen, daß, wie ich ahne, *die Eigenschaft des Wertbewahrers,* die wir unserem Gelde geben sollen, im *Grunde die Ursache des Zinses ist,* dem wir bisher mit unserem Gelde zum Glück entgangen sind – eine Erscheinung, die

Marquez, wie er zugibt, nicht erklären kann. Mitbürger – mißtraut der vorgeschlagenen Neuerung, lehnt sie ab, oder fordert wenigstens von Carlos Marquez, daß er auch eine Erklärung abgibt darüber, wer von nun an die Kosten der Aufbewahrung der Waren tragen wird*) *und ob mit dem Wertbewahrer noch zinsfreie Darlehen,* auf denen der blühende Zustand *unserer gesunden sozialen Verhältnisse zurückzuführen ist, möglich sein* werden. Ich leugne das; denn von dem Augenblick an, wo der Sparer sein Geld einfach ohne Schaden seinem Geldschrank anvertrauen kann – *fehlt auch der Druck, der den Darlehengeber für zinsfreie Darlehen mürbe machte.*

Diese kritischen Bemerkungen scheinen die Baratonen, (die wie es ihnen Martinez schon gesagt hatte, in wirtschaftlicher Beziehung vollkommen unwissend waren) nicht verstanden zu haben. (Vielleicht war es der Umstand, daß sich Martinez so unbestimmt ausdrückte, vielleicht auch nur Neugierde, die die Mehrheit veranlaßte, dem Vorschlag Marquez zuzustimmen. Wenn es dem Esel zu gut geht, dann geht er aufs Eis. Und es ging ihnen allen gut. Wollten es aber noch besser haben. Es wurde also ein Gesetz erlassen, wonach das Geld nach *Hohlmaßen* und nicht mehr nach *Gewicht* gelten sollte.

Wenn irgendwo das Wort »kleine Ursachen, große Wirkungen« am Platze ist, so ist es wohl hier. So heißt es in der Chronik: Großer Gott, was haben wir da in unserem Leichtsinn für grenzenloses Unheil angerichtet. Kein Erdbeben, keine Sintflut, kein Krieg, keine Seuche hätte uns schwerer heimsuchen können, wie jene anscheinend so harmlose Neuerung, die unser Theoretiker Carlos Marquez vorschlug. *Von Grund auf hat er unsere Volkswirtschaft, unsere sozialen Zustände aufgewühlt und zerstört,* nichts als Trümmer sind übrig geblieben. Das Volk ist verhetzt, verlogen, verarmt, dem Laster verfallen, vom Christentum nichts übrig geblieben als der Name. Es kam, wie es Santiago Barabino in einem Artikel der baratonischen Rundschau prophezeit hatte. Ihr werdet schon sehen, hatte es am Schlusse dieses Artikels geheißen, was aus einer Demokratie wird, wenn die Majorität, wie es bei uns der Fall ist, sich von Phrasenhelden in Staatsangelegenheiten leiten läßt. Die Demokratie ist kein billiger Bazarartikel, sie kann nur dann ein Staatswesen zur Blüte bringen, wenn sich das ganze Volk der Mühe unterzieht, die Staatsangelegenheiten gründlich zu studieren. Und diese Arbeit wollen sich die Baratonen sparen. Sie sitzen lieber im Wirtshaus und

*) Hales in England schrieb bereits 1549: »Das Geld ist sozusagen ein Lagerhaus von jeder Ware, die man will, und hat die Eigenschaft, daß es am längsten, ohne zu verderben, aufbewahrt werden kann. Besäße England eine größere Menge Geldes, so könnte es das Land selbst bei Krieg und Teuerung 2–3 Jahre aushalten«. Zitat aus Dr. E. Keilenberger, Richtlinien für eine schweiz. Währungsreform S. 366. (d. Ü.)

ziehen lieber die alkoholische Lösung jeder gründlichen Analyse vor. Sie werden aber wohl noch rechtzeitig erfahren, ehe es zu spät ist – was es heißt, das Geld zum »Wertbewahrer« zu machen.

Gleich am ersten Tag, da die Baratonen mit dem Wertbewahrer beglückt wurden, war es, als ob die gesamte Bevölkerung wahnsinnig geworden wäre. Es geschah, was man eigentlich sofort vom Vorschlag Marquez und seiner Begründung hätte ableiten können.

Vom Wunsche beseelt, den Inhalt ihrer Vorratskammern durch den »Wertbewahrer« zu ersetzen, beschlossen die Baratonen nämlich, ihre Vorräte zu verkaufen, und da jeder ahnte, daß viele, wenn nicht alle auf den gleichen geistreichen Gedanken kommen würden, und daß infolgedessen das Angebot größer sein würde, bei gleichzeitig fehlender Nachfrage, so hatte es jeder eilig. Jeder wollte der erste auf dem Markte sein. So kam es, daß am gleichen Tage, wo das Geld zum »Wertbewahrer« gemacht wurde, sämtliche Vorratskammern des Landes geleert, auf Wagen verladen und den Märkten zugeführt wurden. Noch ehe der Hahn zu Ende gekräht hatte, setzte sich das ganze Volk in Bewegung. Alle Zufuhrstraßen des Marktes waren mit Wagen besetzt.

Tausende von Fuhrwerken, hochbeladen, schwankten, in Staubwolken gehüllt, dem Markte zu. Der Markt füllte sich, die Straßen sind voll, bis weit vor den Toren der Stadt steht dicht gedrängt Wagen an Wagen. *Wer sollte diese Güter kaufen?* Niemand will ja jetzt noch, da das Land mit dem Wertbewahrer beglückt wurde, Vorräte, Waren, gemeine Arbeitsprodukte, Dinge, die die Motten fressen. Den Universalvorrat, das bare Geld, den Wertbewahrer wollen sie haben, alle, ohne Ausnahme. Die nutzlose Frucht des *Pinus moneta,* die bis dahin niemand anrührte, wird zum Ziel aller Wünsche. Um ihret willen dieses Gedränge. *Der gesamte Reichtum des Volkes soll sich plötzlich in diesen elenden kleinen Samenkörner konzentrieren!* Welcher Wahn. (Völker, höret die Signale!)

An dem Tage aber wurde nicht für ein einziges Samenkorn Ware umgesetzt. Sie wollten ja alle nur verkaufen. Wie dumme Gänse stierten sich die guten Insulaner gegenseitig an. Alle wollten ja nur Geld, den Wertbewahrer, die Samenkörner des *Pinus moneta.* So luden denn die guten Baratonen ihren Kram wieder auf und fuhren mißvergnügt nach Hause.

Diese Chronik erzählt nun, wie sich das Schauspiel 8 Tage lang wiederholte, ehe die Baratonen dahinter kamen, daß das, was sie wollten, etwas Unmögliches war. Im Tagblatt von Villapanza erschien ein Artikel von *Carlos Marquez,* worin er die Bürger zur Geduld mahnte. Die Ereignisse hätten gezeigt, daß Barataria an einer kolossalen Überproduktion litt. Ehe nicht diese in Überfluß vorhandenen Waren verschwunden seien, könnte der Wertbewahrer nicht das leisten, was man von ihm erwartete. Weniger

produzieren, verkürzte Arbeitszeit, auch mehr verbrauchen, dann würde das Gleichgewicht bald hergestellt sein.

Um diese Zeit lief bei den Behörden ein Gesuch der Firma Barabino & Co. ein, worin um ein Lombarddarlehen in der Höhe des Gesamtbetrages der Bankreserven (also der überschüssigen Nüsse des *Pinus moneta)* nachgesucht wurde. Begründet wurde das Gesuch damit, daß es dem Gemeinwohl dienen würde, wenn jetzt bei der zutage getretenen gewaltigen Überproduktion die Nachfrage gehoben würde. Mit dem Geld würde die Firma den Warenmarkt entlasten, und so die Bürger in den ersehnten Genuß des Wertbewahrers setzen.

Gutartig wie die Baratonen waren, vermutete Niemand Harm hinter diesem Vorschlag und nur Diego Martinez erhob Einspruch. Er las der Versammlung aus dem 1. Buch Moses, Kapitel 47 vor, wo steht:

14. Und Joseph brachte alles Geld zusammen, das in Ägypten und Kanaan gefunden ward, um das Getreide, das sie kauften; und Joseph tat alles Geld in das Haus Pharao.

15. Da nun Geld gebrach im Lande Ägypten und Kanaan, kamen alle Ägypter zu Joseph und sprachen: Schaffe uns Brot, warum lässest du uns vor dir sterben, darum, daß wir ohne Geld sind?

16. Josepf sprach: Schafft euer Vieh her, so will ich euch um das Vieh geben, weil ihr ohne Geld seid.

17. Da brachten sie Joseph ihr Vieh; und er gab ihnen Brot um ihre Pferde, Schafe, Rinder und Esel. Also ernährte er sie mit Brot das Jahr um alles ihr Vieh.

18. Da das Jahr um war, kamen sie zu ihm im andern Jahr und sprachen zu ihm: Wir wollen unserem Herrn nicht verbergen, daß nicht allein das Geld, sondern auch alles Vieh dahin ist zu unserm Herrn; und ist nichts mehr übrig vor unserem Herrn, denn nur unsere Leiber und unser Feld.

19. Warum lässest du uns vor dir sterben, und unser Feld? Kaufe uns und unser Land ums Brot, daß wir und unser Land leibeigen seien dem Pharao. Gib uns Samen, daß wir leben und nicht sterben, und das Feld nicht verwüste.

20. Also kaufte Joseph dem Pharao das ganze Ägypten. Denn die Ägypter verkauften ein jeglicher seinen Acker, denn die Teuerung war zu stark über sie. Und ward also das Land Pharao eigen.

Mit den Worten: Wer Ohren hat zu hören . . . schloß Martinez seine Rede. Doch hatte man dazu nur gelacht. Was konnten einem die alten Juden auch in dieser rein geschäftlichen Angelegenheit raten?

Der Firma Barabino & Co. wurden also die *Bankreserven* ausgeliefert, und sofort begann auch der Ankauf der von den Baratonen angebotenen Vorräte. Die Firma kaufte jedoch nur ganz bestimmte Waren, unentbehrliche

Dinge, namentlich auf die Sämereien hatte sie es abgesehen und darauf, daß sie auch möglichst alles in ihre Hand bekam. Die arglosen Baratonen verkauften alles und freuten sich, wenn es ihnen gelang, durch ermäßigte Forderungen den Inhalt ihrer Vorratskammern durch den »Wertbewahrer«, den »Wertspeicher«, zu ersetzen, durch den nutzlosen Samen des *Pinus moneta* (von dem es in Madagaskar ganze Wälder gab und der bis dahin nur den Ratten als Futter gedient hatte, wenn sie nichts besseres fanden). Das war im Herbste gewesen.

Die Chronik schildert nun die Aufregung, die sich im folgenden Frühjahr der Baratonen bemächtigte, als es ruchbar wurde, daß der gesamte Vorrat an Sämereien im Besitze der Firma Barabino & Co. war, und daß dort die Preise willkürlich auf fabelhafte Höhe gesetzt worden seien, so daß viele die gekauften Sämereien nicht voll bezahlen konnten und der Firma Barabino & Co. Wechsel ausstellen mußten. An Stelle des ersehnten Wertbewahrers hatten sie nun Schulden und eine leere Vorratskammer. Santiago Barabino, der Chef der Firma, hielt einen öffentlichen Vortrag über das Thema »Bürgerpflichten in der Demokratie«, worin er den Baratonen wegen ihrer Bequemlichkeit und Völlerei ordentlich die Wahrheit sagte. Wer nicht hören will, der soll fühlen. Durch Beelzebub werde ich den Philister aus euch heraustreiben! Ich habe euch vor *Carlos Marquez* und seinem Wertbewahrer gewarnt. Ihr aber lachtet mich aus. Jetzt aber lache ich – und dabei schlug er auf seine Taschen.

Die Chronik gibt eine wunderbare klare Darstellung von allen Veränderungen, die sich in den Handelsgebräuchen vollzogen, wie alles vom Geiste des »Wertbewahrers« angesteckt und verdorben wurde. Die Barzahlung war gleich in den ersten Tagen durch das Kredit- und Abschlagszahlungssystem ersetzt worden. Die Waren, die niemand mehr auf Vorrat kaufen wollte, wurden nur in kleinen und kleinsten Packungen gekauft. Alle lebten von der Hand in den Mund, *und eine Unzahl von Kaufleuten wurde nötig, um diesen Detailverkauf zu bewältigen.* Laden reihte sich an Laden, ganze Straßen mußten neu für die Läden gebaut werden, *die als Ware das aufnahmen, was früher als Vorratsgut in den Häusern der Baratonen verteilt war.* Dabei waren die Käufer hochmütig den Verkäufern gegenüber. Sie pochten auf die Eigenschaften ihres »Wertbewahrers«; sie sagten, daß, wenn sich die Verkäufer nicht höflich, nachgiebig, unterwürfig benähmen, sie mit ihrem Wertbewahrer einfach nach Hause gehen und die Verkäufer den Schaden haben würden, der ihnen aus der Vergänglichkeit, aus der Wartung und Bergung der Waren erwachsen würde.

Eines Tages erschien im Villapanzaer Tageblatt folgende Anzeige: »Barabino & Co.« – Depositen-Bank – Wir machen das geehrte Publikum darauf aufmerksam, daß wir eine Depositenkasse eröffnet haben und bis

auf weiteres zu folgenden Bedingungen annehmen:

für Depots auf Abruf 1% Zinsvergütung
für Depots auf 2 Monate fest 2% Zinsvergütung
für Depots auf 1 Jahr fest 3% Zinsvergütung

Diese Anzeige gab Carlos Marquez Anlaß zu einem triumphierenden Artikel im Villapanzaer Tageblatt. *Endlich käme der dem Privateigentum immanente Charakter einer Mehrwert gebärenden Maschine zum Ausdruck.* Es habe zwar lange gedauert, bis die Entwicklungskeime des Kapitalismus zur vollen Entfaltung gekommen seien, aber nun gäbe es auch keinen Halt mehr. Wer das Privateigentum will, muß auch mit den Folgen rechnen. Jetzt würde sich der Kapitalismus in seiner ganzen Herrlichkeit zeigen. Bluten und schwitzen müsse nun das Volk, um den Moloch Kapital zu sättigen. Und das würde solange gehen, bis sich der Kapitalismus selber wieder zu Tode entwickelt habe, ähnlich wie der Spaltpilz des Zuckers von seiner eigenen Jauche vergiftet wird. Es lebe der Kommunismus, fort mit dem Privateigentum. So schloß *Carlos Marquez.*

Sofort sandte *Diego Martinez* eine Erwiderung, worin die Ausführungen Marquez widerlegt und in einfacher Weise die Erscheinung des Zinses auf Barataria in ursächlichen Zusammenhang mit der Währungsreform gebracht wurde. *Sobald das Geld zum »Wertbewahrer« gemacht wird und das Geld als Ware besser ist als die übrigen Waren, wird es als Sparmittel verwendet, und diese Sparmittel können nur durch den Zins wieder in den Verkehr gebracht werden. Der Zins mußte kommen, sobald wir das Geld nach Hohlmaßen rechneten statt nach Gewicht!*

Das Villapanzaer Tageblatt sandte aber den Artikel zurück mit der Bemerkung, es könne doch seinen aufgeklärten Lesern nicht zumuten, solche grauen Theorien zu studieren. *Kein Mensch würde jemals glauben, daß eine so gewaltige Erscheinung wie der Kapitalismus darauf zurückzuführen sei, daß man die gänzlich nutzlosen Früchte des Pinus moneta nach Hohlmaßen statt nach Gewicht verkaufe.*

Die Firma Barabino & Co. hatte mit ihrem neuen Unternehmen einen vollen Erfolg. Die Baratonen hatten sich nämlich bald an ihrem Wertbewahrer satt gesehen und, vom Zins angelockt, brachten sie ihre Ersparnisse, den Wertbewahrer in das Bankhaus.

So waren nun in ganz Barataria die Vorratskammern völlig geleert. An Stelle von Speck, von Mehl, Zucker, Tuch, Öl usw. war ein dünnes Heftchen Papier, das Sparkassenbuch des Bankhauses Barabino & Co. getreten. Die Güter aber, die vordem die Vorratskammern gefüllt hatten, lagen draußen in Hunderten von Läden zu jedermanns Verfügung – das heißt zur Verfügung desjenigen, der das Geld hatte, und Geld hatte in Barataria niemand denn das Bankhaus Barabino & Co.

Der Chronist drückt hier sein Erstaunen aus über die unglaubliche Einfalt der Baratonen, die nichts von der vorjährigen Samenspekulation gelernt hatten. Zwar hatten sich diesmal alle gehütet, sich der Sämereien zu entäußern, weil sie eine Wiederholung der Spekulation fürchteten, dagegen hatte niemand an die Ernte gedacht und an die Säcke, deren man dazu bedarf. So wurden sie also diesmal bei der Ernte statt bei der Aussaat beplündert, denn Barabino & Co. hatten sämtliche Säcke Baratarias gekauft und stellten sie nun den Baratonen zu Phantasiepreisen zur Verfügung.

Und weil es ihm Spaß machte, und weil er seine Mitbürger belehren wollte, hielt Santiago Barabino wieder einen öffentlichen Vortrag, worin er seine Spekulation genau beschrieb und den verblüfften Baratonen vorrechnete, daß seine Firma mit einem Schlage reichlich eine Million verdient hatte. Solche Beutezüge mußten die Baratonen sich jetzt wohl immer gefallen lassen; denn mit Einführung des »Wertbewahrers«, der in Wirklichkeit nichts als ein Wertvernichter sei, *hatten sie ja selbst alles für das Gelingen solcher Spekulationen aufs Beste vorbereitet. Jetzt läge ja der gesamte Warenvorrat immer auf den Märkten zu jedermanns Verfügung, also auch zur Verfügung der Spekulation, während die früheren Vorratskammern nun nicht für 24 Stunden versorgt seien.* Der Wertbewahrer, den sie nun kennen gelernt hätten, wäre zwar etwas ausgezeichnetes – doch nur für Spekulanten.

Sein Vortrag hatte einen ganz unerwarteten Erfolg. Die Vorsichtigen nämlich unter den Baratonen, die bis dahin noch gezögert hatten ihre Geldbestände bei Barabino & Co. zu deponieren, ließen alle Bedenken fallen und brachten ihr Geld zur Bank. Sie sagten sich: Wenn Barabino & Co. an diesen Spekulationen eine Million Verdienst haben, dann sind sie sicher. So verfügte also jetzt die Firma Barabino & Co. über den gesamten Geldbestand des Landes.

Aber Santiago Barabino starb, noch ehe er seine Baratonen von der Unsinnigkeit der Währungsreform durch Beelzebub hatte überzeugen können. Testamentarisch hatte er angeordnet, daß die gestohlenen Gelder wieder an das geprellte Volk zurückerstattet werden sollten. Es waren über 3 Millionen Pfund. Die Firma ging nun auf den Compagnon Sanson Carrazco über, der sich die Rezepte Santiagos klüglich gemerkt hatte, von dessen pedantischer Gewissenhaftigkeit er aber nichts angenommen hatte. Carrazco beschloß, die Dummen zu schröpfen und durch die Presse, durch den Parteistreit, durch Schule, Kirche, Universitäten dafür zu sorgen, daß die Dummen dumm blieben.

Da Sanson Carrazco für die Reserven der Geldverwaltung, die, wie wir wissen, der Firma überlassen worden waren, Zins an die öffentliche Kasse bezahlte, so hatten die Baratonen nichts dagegen, ihm diese Re-

serven dauernd zu überlassen, und da ferner infolge des Zinses, den Sanson für Depositen zahlte, die Sitte sich bei allen Baratonen schnell eingebürgert hatte, restlos alle Geldbestände bei der Bank zu deponieren, so war das Bankhaus Sanson Carryazco absoluter Herr des Geldmarktes. Der einzige Wettbewerb, der noch zu berücksichtigen war, kam von der jährlichen Ernte des *Pinus moneta.* So war es nicht zu verwundern, daß Sanson Carrazcos Vermögen unheimlich anschwoll, daß ihm bald das ganze Volk verschuldet war. Man schuldete ihm Geld in Wechseln, Geld in Stadtanleihen und Geld in Staatsanleihen. Alle größeren Werke waren ihm verpfändet. Aber er war damit nicht zufrieden - er wollte auch das Land in seinen Besitz bringen und sich die Krone aufsetzen. Er wollte Joseph und Pharao übertrumpfen. Dazu mußte er unbedingt seinen einzigen Wettbewerber, den *Pinus moneta* - die Geldtanne - zur Strecke bringen. Der Chronist erzählt nun, wie eines Tages um die Zeit, wo die Geldtanne in voller Blüte stand auf einem Grundstück, das Sanson Carrazco kurz vorher gepachtet hatte, Feuer ausbrach und wie der Wind die erhitzte Luft gerade gegen die Geldtanne trieb. In diesem Jahr war also kein Geld von dort zu erwarten, und Sanson Carrazco konnte in voller Gemütsruhe die ausgestellten Schlingen zuziehen. Joseph verlangte als Lösegeld von den Ägyptern, die Auslieferung des Landes und die Leibeigenschaft des ganzen Volkes zugunsten Pharaos. Sanson Carrazco begnügte sich mit dem Land und der Königswürde.

Von hier ab bestehen die Aufzeichnungen der Chronik nur noch aus einer einzigen Jeremiade. So lehrreich manches daraus auch ist, so muß ich mich doch auf die Schlußsätze der Chronik beschränken.

Heute, am 28. April der Jahres 1670, erschienen, von Osten kommend, Schiffe, Engländer. Ungeheurer Jubel.

Den 10. Mai. Die Engländer sprechen sich sehr anerkennend über unsere wirtschaftlichen Zustände aus. Es wäre erstaunlich, wie sich hier alles fast genau so entwickelt habe wie bei ihnen zu Hause. Auch in den sozialen Zuständen wäre kein Unterschied wahrnehmbar. Die Klasseneinteilung, das Proletariat, die Grundeigentümer, die Rentner, die Hypothekenbanken, die Prostituition. Die Bettler wären hier fast so zahlreich wie in London. Die politischen Kämpfe drehten sich um dieselben Dinge. Streike, Kollisionen der Arbeiter mit der Polizei, die hier an der Tagesordnung seien, wären auch drüben so zahlreich. Das wäre weiter nicht schlimm. Man gewöhnt sich daran. Nur eins fanden sie an unseren Einrichtungen zu tadeln, das sei das Geld. Es wäre doch eines auf so hoher Stufe der Kultur stehenden Volkes unwürdig, als Geld die unnütze Frucht einer gemeinen Tanne, von der es in Madagaskar ganze Wälder gäbe, zu benutzen. Gold sollten wir haben. Herrlich wäre ein solcher in der Sonne

funkelnder Dukate. Kurz, wir sollten sobald wie möglich einen Vertreter des Königs Sanson nach London schicken, um dort eine Goldanleihe zu machen, die wir zu 5% gut unterbringen könnten.

Und das ist alles, was uns die Europäer zu raten haben, um aus unseren trostlosen Verhältnissen herauszukommen – fügt der Chronist bei. Die Engländer sehen offenbar das Elend gar nicht, weil sie schon länger an den Anblick gewöhnt sind – ich aber habe die ganze Entwicklung durchgemacht.

Den 31. Januar. Heute morgen trat *Diego Martinez* plötzlich in mein Büro. Mit offenen Armen lief er mir entgegen. Ich hab's gefunden, rief er, ich hab's gefunden, das Rätsel, das *Carlos Marquez* nicht lösen konnte, die Frage, warum der Zins nicht aufkommen konnte, so lange wir unser Geld *nach Gewicht* gelten ließen. Ich habe die Frage gelöst, ich habe es gefunden, und jetzt wird wieder alles gut. Hier in diesem dicken Manuskript liegt meine Arbeit. Morgen schon müssen wir die Baratonen zu einer Versammlung berufen.

Ich antwortete ihm, daß ich persönlich volles Vertrauen zu ihm hätte, daß aber die Durchführung einer Währungsreform in einem Klassenstaat keine so einfache Sache mehr sei. Die Zeiten wären vorbei, wo man eine Währungsreform vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus beurteile. Es handle sich jetzt um eine politische Frage allerersten Ranges, und in der Politik käme man mit der Theorie nicht weit. Er würde jetzt alle diejenigen Kreise, die durch das bisherige System begünstigt wurden, zu erbitterten Gegnern haben. Das Kapital und die von ihm beherrschte Presse würden ihn mit allen Mitteln bekämpfen – und, *was schlimmer sei, auch mit der Gegnerschaft Carlos Marquez, dem das Proletariat blindlings ergeben sei,* hätte er zu rechnen. Die einen strebten nach Befestigung ihrer heutigen Stellung; die anderen, die Ausgebeuteten, strebten nach einem vollkommenen Umsturz, nach Abschaffung des Privateigentums, von dem sie behaupten, daß der Zins untrennbar sei. *Und wunderbar, obschon beide Parteien das Entgegengesetzte erstrebten, vertrügen sie sich vortrefflich.* Die Kapitalisten unterstützten sogar heimlich die Propagierung der kommunistischen Ideen, weil sie diese für ungefährlich, für unausführbar hielten, und weil allen kommunistischen Versuchen gegenüber der Kapitalismus sich immer sieghaft erwiesen habe. *So hindern die Kapitalisten das Proletariat daran, ernsthaft die Zinserscheinung zu studieren und die wirksamen Gegenmittel zu entdecken, mit dem Erfolg, daß sich der Kapitalismus verewigt.*

Doch ließ sich Martinez nicht beirren. Jetzt werde ich meine Pflicht tun, sagte er.

Der Landtag wurde einberufen. Ich bin von meinem Berg herabgestiegen,

sagte Martinez, um Ihnen eine frohe Botschaft zu bringen. Ich habe die Frage gelöst, wie wir diesen unter unseren Augen entstandenen Klassenstaat wieder zertreten und den Greuel in den Staub werfen können! (Zischen und Lärmen rechts, Todesstille in der Mitte, Bravo links.) Glocke des Präsidenten: Herr Diego Martinez, Sie dürfen hier keine staatsfeindlichen Reden halten und unsere verfassungsmäßigen Zustände zu zertreten versprechen. Ich rufe Sie zur Ordnung.

Diego Martinez: Ich habe die Ursache des sozialen Zerfalles unseres Volkes gefunden. Ich weiß, wie es gekommen ist, daß wir jetzt hier Rentner und Proletarier, Grundbesitzer und Prostituierte haben, und weiß auch, wie wir wieder einen Kulturstaat aus dieser Räuberhöhle machen werden. (Lärm rechts, raus mit dem Anarchisten! Eisige Kälte in der Mitte, frenetischer Beifall links.) Glocke des Präsidenten: Herr Martinez, ich muß Sie zum 2. Male zur Ordnung rufen.

Diego fortfahrend: Die Ursache des sozialen Zerfalles ist der Zins, (lebhafte Zustimmung links) und die Ursache des Zinses liegt in unserem Geldwesen begründet. (Oho links und Lachen.) Weil wir das Geld nicht mehr nach Gewicht, sondern nach Hohlmaßen zählen, darum ist unser Volk diesem Elend verfallen, darum haben wir Sanson Carrazco die Krone aufgesetzt.

Hier erhob sich von allen Seiten, von links, von rechts und aus der Mitte schallendes Gelächter. *Carlos Marquez* rief: Habt ihr alle gehört, weil wir die elenden, gänzlich nutzlosen Samenkörner der Geldtanne, nach Hohlmaßen statt nach Gewicht verkaufen, darum sind wir dem Kapitalismus verfallen, darum muß das gewaltige Meer von Kapital, das in unseren Städten, Fabriken, Bergwerken angelegt ist, Zins abwerfen, darum der soziale Zerfall. Habt ihr's gehört, Genossen? Nicht »die dem Privateigentum an den Produktionsmitteln immanente Eigenschaft einer Mehrwert gebärenden Maschine« führt zur Proletarisierung des Volkes, zum sozialen Zerfall, sondern der Umstand, daß wir das Geld nach Hohlmaßen statt nach Gewicht zählen! (Allgemeine Heiterkeit.) Was doch augenscheinlich von ebenso tragischer Bedeutung sein muß, wie wenn wir zur Sitte übergingen, das Geld mit der linken statt mit der rechten Hand zu zählen (Heiterkeit links, rechts und im Zentrum).

Martinez: Meine Behauptung klingt Laien gewiß recht spaßhaft, wie es ihnen ja auch recht drollig erscheint, wenn ernsthafte Männer behaupten, sie könnten mit einem Stützpunkt und einem genügend langen Spinnenfaden unsere Erde aus den Angeln heben. Ist es nicht auch spaßhaft, daß eine Fliege einen Elefanten töten kann? Marquez selbst nannte einmal das Geld das Blut der Volkswirtschaft. Warum soll nun diese Volkswirtschaft nicht ebenso an Blutvergiftung verenden können, wie der Elefant durch den

Mückenstich? Marquez weiß, daß man den Untergang des Römerreiches damit erklärt, daß die spanischen Silberminen, die den Stoff zu den römischen Münzen lieferten, nichts mehr hergaben. Warum lacht Marquez nicht auch zu solcher Behauptung? Ist denn etwa zwischen Silber und dem Stoffe unseres Geldes ein so wesentlicher Unterschied? Ist nicht das Silber einer der unwesentlichsten Stoffe? Würde man nicht mit Recht lachen können, wenn jemand behaupten wollte, das Römerreich wäre darum zugrunde gegangen, weil die Römer ihre Suppen nicht mehr mit silbernen Eßlöffeln essen konnten? Aber das Silber war das Geld der Römer, wie der Samen der *Pinus moneta* hier unser Geld darstellt. Das Römerreich ging darum nicht wegen Mangel an Silber zugrunde, sondern wegen Mangel an Geld. Das Römerreich ging an Blutarmut zugrunde, wie Barataria jetzt an Blutvergiftung zugrunde geht.

Mit der Bestimmung, daß unser Geld nach Hohlmaßen statt nach Gewicht gezählt werden sollte, haben wir unser Geld, unser Blut vergiftet. *Mit der Annahme dieses Vorschlages wurde das Tauschmittel mit dem Sparmittel verkuppelt.* Eine Mesalliance schlimmster Art. Kuppeln wir einen Krebs und eine Maus zusammen, so bleiben sie stehen. Weil die Maus vorwärts, der Krebs rückwärts will. Und so ist es mit der Verkuppelung von Tausch- und Sparmitteln, beide ziehen nach entgegengesetzten Richtungen. Als Tauschmittel will und soll das Geld rastlos von Hand zu Hand gehen, als Sparmittel will es rasten. *Marquez erhob also einen Widerspruch zum allgemeinen Tauschmittel,* und diesem Widerspruch verdanken wie es, wenn *Barataria,* das Land allgemeiner Billigkeit, sich in ein *Cararia,* in ein Land der Teuerung und Not verwandelt hat.

Sobald das Geld zum Allgemeinen Sparmittel gemacht wird, muß die Volkswirtschaft sich im Zeichen des Krebses entwickeln, bei der die Wucherer und Spekulanten die allgemeine Not ausbeuten. Es wäre ja recht schön, wenn man das, was Marquez in seinem Wertbewahrer wähnte, erfinden könnte, nämlich ein Mittel, womit sich alle Waren konservieren und kostenlos aufbewahren ließen. Aber mit dem Wertbewahrer wurde in Wirklichkeit nichts bewahrt, nichts konserviert – nur das wurde erreicht, daß die Kosten der Warenaufbewahrung vom Geldbesitzer auf die Arbeiter abgewälzt wurden!

Marquez hat einen privatwirtschaftlichen Profit mit einem volkswirtschaftlichen Nutzen verwechselt, und der privatwirtschaftliche Wertbewahrer verwandelt sich in einen volkswirtschaftlichen Wertvernichter. Und womit zahlen wir nun diese großartige Erfindung? *Mit dem Zins und dem Kapitalismus.* Da das Tauschmittel zum Sparbuch wurde, verschwindet es jetzt restlos alle drei Wochen in den Sparbüchsen, aus denen es immer nur durch Anbietung eines Sondervorteils hervorgelockt werden kann. Und wie nennt sich dieser Sondervorteil, Carlos Marquez? *Zins*

nennt er sich – und dieser Zins ist nun zur universellen selbstverständlichen Forderung geworden, die an jeden Handel, jede Industrie, jedes Unternehmen gestellt wird. Alles muß sich rentieren, das heißt, es muß Zins abwerfen, um die Geldsparer zur Hergabe des Geldes veranlassen zu können. Und darum sage ich: *Nicht das Privateigentum an den Produktionsmitteln, sondern unser jetziges Geld ist die Mehrwert gebärende Maschine.* Dem Wertbewahrer verdanken wir es, daß unsere Arbeiter bei einem Zinsfuß von 5% unser Land mit allem, was wir darauf errichtet haben, alle 20 Jahre einmal über die Zahltische der Rentner schicken müssen.

Marquez: Genossen, ich muß bekennen, daß die Ausführungen Diego Martinez mich unsicher gemacht, ja, auch verblüfft haben. Wir müssen die Sache gründlich studieren. Sollte sich ergeben, daß es ein Fehltritt war, das Tauschmittel mit dem Sparmittel zu verkuppeln, so werde ich, der diese Verbindung vorschlug, auch der erste sein, der diese Verbindung wieder zerhauen wird.

Martinez: Das war brav gesprochen und macht Dir und Deinen Genossen Ehr.

Präsident: Diego Martinez, ich muß Sie hier zum 3. Mal zur Ordnung rufen und entziehe Ihnen das Wort. Wir sind hier versammelt, um laut Tagesordnung Währungsfragen zu behandeln, nicht aber um proletarische Einigungsaktionen zu erleichtern. Da niemand sonst sich zum Wort gemeldet hat, erkläre ich hiermit Schluß der Debatte.

In memoriam Franz Böhm

* 18. 2. 1895 † 26. 9. 1977

Professor Dr. jur. Franz Böhm gehörte zu dem Kreis bedeutender Juristen und Nationalökonomen, die schon in den dreißiger Jahren an einer Wirtschaftskonzeption arbeiteten, die – frei von monopolistischer Vermachtung – allen Bürgern die gleichen wirtschaftlichen Chancen einräumt, sofern sie bereit sind, eine Leistung im Dienste anderer zu erbringen.

Mit Franz Böhm trat eine ganze Schar bedeutender Sozialdenker hervor, die zusammen mit Walter Eucken die Freiburger nationalökonomische Schule begründeten. Ihre hervorragendsten Vertreter sind neben Franz Böhm und Walter Eucken †,* Wilhelm Röpke †, Alexander Rüstow †, Alfred Müller-Armack, F. A. v. Hayek und Ludwig Ehrhard †.

Über die Freiburger Zeit seines Wirkens schreibt in den Jahren vor dem zweiten Weltkrieg Heinrich Kronstein in der Festschrift** zu seinem 70. Geburtstag:

Franz Böhm durchlitt diese Zeit. Es war für ihn ein gütiges Geschenk, die Gesinnungsfreunde der Freiburger Schule zu haben. Im Grunde waren Böhms und Euckens Gedanken in den Fundamenten bereits gefestigt, als 1933 ihre gemeinsame Arbeit in Freiburg begann. Für sie beide war es kein Zweifel, daß eine die Freiheit des Individuums gewährleistende Wirtschaftsordnung nur mit Hilfe der Rechtsordnung, des Willens des Rechtsschöpfers und Rechtsanwenders zu verwirklichen ist. Böhm als Jurist war es als Aufgabe gestellt, die Zuordnung von freier Verkehrswirtschaft und Privatrecht herauszuarbeiten und daraus die rechtlichen Folgerungen für die Rechtsordnung im ganzen zu ziehen. Für Böhm waren diese Jahre, in deren Mittelpunkt die gemeinschaftlichen Seminare und Exkurse von Juristen und Volkswirten standen, trotz des von Semester zu Semester drückender werdenden Regimes vielleicht die glücklichsten seiner akademischen Lehrtätigkeit.

Franz Böhm und seinem Freundeskreis war es um den Menschen und seine freie Entfaltungsmöglichkeit zu tun. Es war wohl einmalig in der Geschichte der Nationalökonomie, daß Wissenschaftler aus der Übereinstimmung um ein geistiges Ziel zur politischen Wirksamkeit gelangten. Die Verwirklichung der ersten Ansätze zu einer sowohl freien als auch sozialen Marktwirtschaft und Gesellschaftsordnung nach dem zweiten Weltkrieg ist diesem Freundeskreis zu verdanken.

* Franz Böhm und Walter Eucken sind die beiden Begründer des alljährlich erscheinenden ORDO-Jahrbuches für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft.

** »Wirtschaftsordnung und Rechtsordnung« – Festschrift zum 70. Geburtstag von Franz Böhm, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1965.

Aus den wirtschaftsrechtlichen Werken Franz Böhms:

Der Kampf des Monopolisten gegen den Außenseiter als wettbewerbsrechtliches Problem, Freiburger Dissertation, 1933; Kartelle und Koalitionsfreiheit, 1933; Wettbewerb und Monopolkampf, 1933; Die Wirtschaftsordnung als Zentralbegriff des Wirtschaftsrechts, Mitteilungen des Jenaer Instituts für Wirtschaftsrecht, Heft 31 1936; Die Ordnung der Wirtschaft als geschichtliche Aufgabe und rechtsschöpferische Leistung, 1937; Der Wettbewerb als Instrument staatlicher Wirtschaftslenkung, in: Der Wettbewerb als Mittel volkswirtschaftlicher Leistungssteigerung, vorgelegt von Günter Schmölders, Schriften der Akademie für Deutsches Recht, 1942; Die Bedeutung der Wirtschaftsordnung für die politische Verfassung, SJZ Jahrgang 1 (1946); Das Reichsgericht und die Kartelle, ORDO Band 1 (1948); Die Idee des ORDO im Denken Walter Euckens, ORDO Band 3 (1950); Wirtschaftsordnung und Staatsverfassung, Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart, Heft 153/154, 1950. u. v. a. m.

Hanns Martin Schleyer

* 1. Mai 1915 † Oktober 1977

Aus Hanns Martin Schleyer »*Das soziale Modell*«, Seewald Verlag 1974 über *Freiheit und Selbstbestimmung.*

»Man soll sich nicht darüber täuschen: die Freiheit ist unteilbar (auch ein mißachteter »Gemeinplatz«). Das heißt, die Annullierung der Freiheit in einem bestimmten gesellschaftlichen Bereich zieht unweigerlich die Vernichtung der Freiheit in einem anderen, nicht einmal immer einem unmittelbar benachbarten nach sich. Das kann schon deswegen nicht anders sein, weil sich in der Gesellschaft kein Teilstück absolut isolieren läßt; alles hängt mit allem zusammen, und jede Wirkung verbreitet sich schließlich über das Ganze. Um bei der Sache zu bleiben: man darf sich nicht der Illusion hingeben, der einzelne könne in einem totalen Versorgungsstaat ein immerhin noch ansehnliches Reservat von Freiheit ungestört genießen. In einem solchen System wird immer, damit der Mechanismus möglichst reibungslos funktioniere, die starke Tendenz herrschen, die Lebensläufe dem Schema der Versorgung anzugleichen, also eine größere Zahl störender »Sonderfälle« zu vermeiden. Durch allerlei Planungen, die dem einzelnen die eigene Entscheidung abnehmen und ihn auf bestimmte Gleise verweisen, läßt sich das durchaus erreichen.

So wird die Selbstbestimmung durch kollektive Fremdbestimmung abgelöst. Damit ist aber die Menschlichkeit des Menschen im Kern getroffen. Ein soziales Modell der Humanität hingegen muß auf den ganzen Menschen hinorientiert sein; auf die Person, ihre Leistung, ihr Recht und ihr Glücksverlangen kommt in der Gesellschaftspolitik alles an. Daher sind sämtliche kollektiven »Lösungen« abzuweisen, die den Willen des einzelnen durch Beschlüsse eines fälschlicherweise als demokratisch bezeichneten Gremiums ersetzen. Der einzelne darf nicht verschwinden hinter schematischen Regelungen, gleich ob sie gute oder böse Zwecke haben. Das verlangt die Freiheit des Menschen, die nicht nur ein Trieb, sondern ethisches Gebot ist und daher dem Menschen nicht aberzogen werden darf.

Kein Zweifel, die Freiheit ist ein Geschenk, aber auch eine Aufgabe. Sie kann sehr viel Mühe machen, und wer zu solcher Leistung nicht willens ist, mag leicht bereit sein, aus der Freiheit in die Fremdbestimmung eines totalen Versorgungsstaates oder irgendeines anderen Kollektivismus zu flüchten. Aber außer der Freiheitsmühe gibt es auch einen Freiheitsstolz – und ihn muß das soziale Modell der Zukunft ansprechen. Es ist des freien Menschen nicht würdig, sich schenken zu lassen, was er selbst schaffen kann, und es ist seiner nicht würdig, seine Verantwortung, die ja ein Korrelat

der Freiheit ist, in die Verwaltung anderer zu geben. ebenso ist es seiner unwürdig, die öffentlichen Angelegenheiten den dazu trainierten Spezialisten zu überlassen; er wird sich vielmehr an der tätigen Sorge für das Gemeinwohl beteiligen, besonders wenn es sich um Mißstände und Notsituationen handelt; er wird sich engagieren. Und schließlich wird er es niemals zurückweisen, seinen Beitrag zur solidarischen Selbsthilfe der Gemeinschaft zu leisten. Eine aktive Freiheitshaltung, würde sie führend – allgemein kann sie ja nie werden –, müßte in der Tat zu Veränderungen in unserer Gesellschaft führen, ohne Zerstörung ihrer Fundamente«.

Über das Eigentum

»Seit Saint-Simon und Marx das Privateigentum als den Quell alles Übels, als Ursache der Selbstentfremdung und der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen denunziert haben, ist die überlieferte Eigentumsordnung in Frage gestellt. Daß der demokratische Sozialismus des Westens das Gemeineigentum auf die Produktionsmittel, das »Produktivkapital«, beschränken will, so daß Privateigentum an Konsumgütern und Eigenheimen bestehen bliebe, ändert an dem Phänomen nichts. Denn es geht um das Prinzip des Eigentums selbst: Ist es überhaupt gültig, dann kann keine Sachgüterart davon ausgenommen sein. Wird eine bestimmte Kategorie von Eigentum annulliert, dann findet sich alles andere Eigentum auf Abbau gestellt.

Die Verdächtigung des Privateigentums insbesondere an den Produktionsmitteln, als sei es »unsozial«, ist heute intellektuelle Mode. Dem entgegen ist es an der Zeit, für die Rehabilitierung des Privateigentums einzutreten. Ein Ordnungsfundament von entscheidender stuktureller Bedeutung steht in Gefahr.

Der dem Menschen aller Kulturen und Zivilisationsstufen eigene Besitztrieb zeigt ein originäres Bedürfnis der Humanität an, das einerseits auf einen objektiven Wert hinweist. Eigentum haben wollen und Eigentum besitzen gehört zur menschlichen Existenz, und diesen im Wesen des Menschen enthaltenen Intentionen muß die Vollmacht entsprechen, sie in der Arbeitswelt zu entfalten und zur Wirkung zu bringen. In diesem Sinn ist Eigentum präpositives, natürliches Recht. Es dem Menschen zu entziehen, würde seine Menschlichkeit reduzieren. Er muß sein Eigentumsrecht ausüben dürfen, freilich begrenzt durch das gleiche Recht aller anderen. Diese Koexistenz der Eigentumsrechte bedarf einer gesetzlichen Ordnung zum Schutz aller, besonders aber der Schwachen.

Wer Eigentum so begründet sieht, wird den existentiellen Zusammenhang zwischen Freiheit und Eigentum erkennen können. Selbständigkeit, Verantwortlichkeit, Unabhängigkeit, Eigenvorsorge: alle diese Realisierungen

von Freiheit werden nur durch persönliches Eigentum möglich. Gäbe es diesen Raum für die Selbstverwirklichung des einzelnen nicht, dann müßte sich Freiheit in das Innerste des Menschen zurückziehen; sie würde aufhören, eine gesellschaftliche Kategorie zu sein. Darauf aber komt es für ein soziales Modell der Zukunft an. . . .

Bei allem Vorrang des Prinzips sollte man die Begründung des Privateigentums aus dessen gesellschaftlicher Nützlichkeit nicht geringschätzen. Wer Dynamik und Fortschritt will, ein besseres Leben schaffen möchte, und gerade wer das Wort von der ecclesia semper reformanda (mit Recht übrigens) auf die societas überträgt, muß auf Initiative, Spontaneität, Kreativität des einzelnen zählen können. Ohne Freiheit und ohne Eigentum kann man aber das alles nicht haben. Denn das Eigentum setzt hinter die Mitwirkung an der gesellschaftlichen Entwicklung den notwendigen Antrieb eines legitimen Eigeninteresses. Eine Gesellschaft ohne Privateigentum gerade an Produktivkapital würde in der Tat, wie Lenin sagte, »die Umwandlung des ganzen Staats- und Wirtschaftsorganismus in eine einzige große Maschine« nötig machen, eine Maschine, die nur von einer Zentralstelle aus geschaltet werden kann und lediglich aus »funktionierenden« Einzelteilchen besteht. Daß der eigentumslose Lohnabhängige eines Staatskapitalismus im übrigen auch keine Ehrfurcht vor dem Staatskapital hat, zeigt sich immer wieder, etwa in den häufigen Schwarzhandelsaffären oder dem enormen Verschleiß. Gewissenhaften Umgang mit den Sachgütern lernt eben, auf ganz natürliche Weise, nur, wer eine Beziehung zum Eigentum hat; er überträgt die Sorge um das, was ihm gehört, leicht auch auf fremdes Gut. Anderen Leuten läßt sich diese Gewissenhaftigkeit nur schwer anerziehen oder durch drakonische Strafen für Wirtschaftsvergehen aufzwingen. . . .

Indes, die Stabilisierung der Wirtschafts- und Sozialordnung ist im Grunde nur eine sekundäre Legitimierung konstruktiver Eigentumspolitik. Die primäre Begründung ist nicht gesellschaftspolitischer, sondern ethischer Art: sie besteht in dem individualen Naturrecht des Menschen auf Eigentum. Diesem Recht Geltung zu verschaffen, ist ein sittliches Gebot. Man muß konsequent bleiben: Wenn das Privateigentum ohne kategoriale Einschränkung die Basis der Wirtschaftsordnung sein soll, dann darf niemand vom Eigentum ausgeschlossen sein. So verkehrt und so ungerecht es wäre, alle mit dem gleichen Quantum Eigentum auszustatten, einem falschen Gleichheitsidol hörig, so unbezweifelbar ist es, daß jeder Mensch Eigentum haben soll. Wird das Privateigentum aus der Personenwürde des Menschen gerechtfertigt, dann würde Vorenthaltung von Eigentum für bestimmte Schichten deren Person würde reduzieren. Sie wären dann eine Masse niederen Ranges – für ein entwickeltes sittliches Bewußtsein eine unerträgliche Vorstellung«.

Zum Menschenbild

»Unser Bild vom Menschen als eines freien, sich selbst bestimmenden, unvertauschbar personalen Wesens schließt jede Art von Milieutheorie aus. Daß der Mensch von seiner Umwelt, einschließlich der gesellschaftlichen, beeinflußt und mitgeformt wird, ist eine Binsenwahrheit – aber er ist nicht ihr Produkt. Im Kern seiner Personalität ist er unabhängig, seinem »Milieu« gegenüber autonom. Sonst könnte er seine Umwelt nicht verändern und eine bisher nur in Vorstellungen vorhandene Gestalt zur neuen Wirklichkeit machen. Weil der Mensch kein Erzeugnis der Umwelt ist, kann eine neue Gesellschaft auch keinen »neuen Menschen«, dieses Phantom aller Sozialismen, schaffen – also jenen Typus, der endlich alle Eigenschaften besitzen wird, die das sozialistische System praktikabel machen. Das innere Wachstum des Menschen und seine ethischen Entscheidungen bleiben der gesellschaftlichen Bestimmung entzogen.

Das ist eine Folge der Freiheit als des konstituierenden Merkmals der Menschlichkeit. Die Freiheit ernstnehmen, heißt einen sozialen Indeterminismus akzeptieren. Weil es sich so verhält, kann die Gesellschaft dem einzelnen weder Persönlichkeit noch Glück zuteilen. Ich habe diesen Kerngedanken bereits im Zusammenhang mit der Prüfung des Schlagworts »Lebensqualität« dargestellt und greife nun darauf zurück: Versuche, die Menschen zu ihrem Glück zu zwingen und dieses durch Gleichmacherei sozusagen zu rationieren, können – nach einer blutigen Anfangsperiode zur Beseitigung potentiell oder aktuell Widerstrebender – nur *einen* Ausgang nehmen: die Reglementierung des Daseins mit Hilfe eines immensen Zwangsapparates und die Reduzierung der Freiheit aller bis zu ihrer völligen Beseitigung«.

Hanns Martin Schleyer

»Indem das wesentliche Prinzip des Eigentums darin besteht, daß den Personen dasjenige gesichert werde, was sie durch ihre Arbeit hervorgebracht und durch ihre Enthaltsamkeit angesammelt haben, kann dieses Prinzip keine Anwendung auf dasjenige finden, was nicht der Ertrag der Arbeit ist, nämlich das rohe Material der Erde. Wenn der Boden seine Produktivkraft gänzlich von der Natur und durchaus nicht von menschlicher Erwerbstätigkeit herleitete oder wenn es irgend Mittel gäbe zu unterscheiden, was aus jeder dieser Quellen herflösse, so würde es nicht nur nicht notwendig, sondern auch der Gipfel der Ungerechtigkeit sein, die Gabe der Natur einigen wenigen als eigenmächtiges Privileg zu überlassen ...«

»Bei jeder Verteidigung des Privateigentums wird dasselbe so aufgefaßt, daß jedem Individuum die Früchte seiner eigenen Arbeit und Enthaltsamkeit gesichert sein sollen. Eine Garantie der Früchte fremder Arbeit und Enthaltsamkeit gehört nicht zum eigentlichen Wesen dieser Institution«.

John Stuart Mill

Ankündigungen

Seminar für freiheitliche Ordnung der Wirtschaft, des Staates und der Kultur e. V.

Einladung

zur 1. Jahresveranstaltung 1978
des Seminars für freiheitliche Ordnung

Beginn:	Freitag, den 6. Januar 1978 um 16.00 Uhr
Ende:	Sonntag, den 8. Januar 1978 um 16.00 Uhr
Tagungsort:	*Gasttagung* in der EVANGELISCHEN AKADEMIE, 7325 Bad Boll Krs. Göppingen (Autobahnausfahrt Aichelberg) Telefon 07164-2051
Rahmenthema:	Die gesellschaftspolitischen Folgen des politischen und weltanschaulichen Extremismus.
Tagungsleiter:	Jürgen Rauh, Gießen

Tagesordnung

Freitag, den 6. Januar 1978

16.30 Uhr	Anreise	
17.00 Uhr	Begrüßung	
17.00 bis 18.00 Uhr	Politische und weltanschauliche Überzeugung – Freiheit und Toleranz –	Dr. med. H. H. Vogel, Bad Boll/Eckwälden
18.30 Uhr	Abendessen	
20.00 bis 21.00 Uhr	Rechtsbewußtsein und Terrorismus – Sozialgeschichtliche Betrachtungen zur Entwicklung extremistischen Verhaltens –	Dr. med. Lothar Vogel, Ulm
21.15 bis 22.00 Uhr	Plenum	

Samstag, den 7. Januar 1978

9.00 bis 10.00 Uhr	Soziologische Beiträge zur Analyse des politischen Terrorismus	Prof. Dr. Erwin K. Scheuch, Universität Köln
10.00 bis 10.45 Uhr	Plenum	
11.00 bis 12.00 Uhr	Die Gefahr extremistischer Entwicklung durch Ideologisierung des Bewußtseins. – Ideologie und selbständige Wahrheitsfindung –	Dr. phil. Ernst Winkler, München

12.00 bis 12.30 Uhr	Plenum	
12.30 Uhr	Mittagessen	
14.30 Uhr	Kaffee	
15.00 bis 16.00 Uhr	Streitbare Demokratie – Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Abwehr von verfassungswidrigen Aktivitäten	Prof. Dr. Hans Buchheim, Mainz
16.00 bis 16.45 Uhr	Plenum	
17.00 bis 18.15 Uhr	Gruppenarbeit	
18.15 Uhr	Abendessen	
19.30 bis 21.00 Uhr	Assassinen des 20. Jahrhunderts	Hermann Schäfer, Journalist u. Schriftsteller, ständiger Mitarbeiter beim Deutschlandfunk, Königswinter
21.00 bis 22.00 Uhr	Plenum	

Sonntag, den 8. Januar 1978

9.00 bis 10.00 Uhr	Möglichkeiten und Grenzen freiheitlicher Demokratie nach dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland	Privatdozent Dr. jur. Kay Hailbronner, Universität Heidelberg, Reg.-Dir. b. Bundesverfassungsgericht, Karlsruhe
10.00 bis 10.45 Uhr	Plenum	
11.00 bis 12.30 Uhr	Gruppenarbeit	
12.30 Uhr	Mittagessen – anschließend Kaffee	
14.00 bis 15.30 Uhr	Zusammenfassung der Ergebnisse	Dr. Ernst Winkler München
15.30 bis 16.00 Uhr	Abschließende Plenumsdiskussion	
	Abreise	– Änderungen vorbehalten –

Der weltanschauliche und politische Extremismus findet im demokratischen Verfassungsstaat, der sich angesichts der bestehenden Vielfalt weltanschaulicher und politischer Auffassungen rechtlich neutral zu verhalten hat, keinen Raum, selbst wenn er sich erklärtermaßen gegenüber Andersdenkenden der Anwendung von Gewalt enthält. Seiner Natur nach ist Extremismus mit Rigorismus und Unduldsamkeit gleichzusetzen. – Zwar toleriert der freiheitliche Rechtsstaat extrem einseitige Lebensauffassungen. Um der geistigen Freiheit Aller willen, kann er es jedoch nicht hinnehmen, wenn die Meinungsvielfalt gleichsam auf »legalem« Wege – zum Beispiel durch wirtschaftlich überlegenen Einsatz von Massenmedien – behindert und schließlich durch

demokratische Majorisierung von Minderheiten Andersdenkende in ihrer politischen, kulturellen und ökonomischen Entfaltung ausgeschaltet werden.

Wir laden Sie ein, an der Klärung dieser wichtigen Fragen mitzuwirken.

Der Tagungsbeitrag beträgt DM 50.–. Kosten für Unterkunft und Verpflegung sind an die Akademie zu zahlen. Zuschuß ist im Bedarfsfalle – auf Antrag – möglich. Studenten, Lehrlinge und Schüler zahlen DM 35.–. Für sie ist Unterkunft und Verpflegung frei. Wir bitten um vorherige Anmeldung.

Da die Teilnehmerzahl begrenzt ist, wären wir für recht baldige *verbindliche Anmeldung* dankbar: An das Seminar für freiheitliche Ordnung, 7325 Eckwälden/Bad Boll, Bosler Weg 11. (Bitte beachten: Die Geschäftsleitung der Ev. Akademie teilt uns mit, daß für kurzfristige Absage, das heißt für Absagen nach dem 2. Januar 1978, 20% des Gesamtbetrages der Teilnehmer- und Pensionskosten als Entschädigung vom Angemeldeten zu zahlen sind.)

Achten Sie bitte auf den nachstehenden Veranstaltungskalender, merken Sie sich die Termine jetzt schon vor und machen Sie auch andere interessierte Menschen auf die Seminare aufmerksam. Bitte fordern Sie rechtzeitig Programme an.

* * *

Bitte beachten Sie den voraussichtlichen Veranstaltungskalender ab Herbst 1977 bis Herbst 1978

31. März – 2. April 1978 – Evangelische Akademie Bad Boll
– Föderalismus oder Zentralismus im europäischen Bildungswesen –

18. Mai – 20. Mai 1978 – Politische Akademie Eichholz, Wesseling/Bonn
– Wirtschaftskrisen und ihre Überwindung – Das Problem der Vollbeschäftigung – Zur Frage der Überwindung der Arbeitslosigkeit.

13. Juli – 24. Juli 1978 – Bildungsstätte des Bayerischen Bauernverbandes Herrsching/A.
– Die Gesamtverantwortung des Menschen –
a) Energiekrise, Wirtschaftswachstum und die Gefährdung von Erde und Mensch –
b) als Bildungsinhalt und Bildungsziel. – Der Zusammenhang zwischen Kulturwissenschaft und Sozialanthropologie: Der Beitrag der Ökonomie, Arbeits- und Berufserziehung, Soziologie, Politik, Recht, Pädagogik, Literatur, Wissenschaftslehre (Philosophie), Ästhetik u. a.

Oktober/November 1978 – Die Interdependenz von Kultur, Religion und Wissenschaft und ihre soziale Bedeutung.

Außerdem werden vom Seminar für freiheitliche Ordnung Schüler-Studenten-Seminare jeweils am 2. schulfreien Wochenende eines jeden Monats im Kreis Göppingen (Tagungsort: »Hotel zur Post« 7346 Wiesensteig i. T.) durchgeführt. Nächster Termin: 9. – 11. Dezember 1977

Bitte fordern Sie Programme an beim SEMINAR FÜR FREIHEITLICHE ORDNUNG, Bosler Weg 11, 7325 Eckwälden/Bad Boll, Telefon 07164 - 2572

In der Schriftenreihe Fragen der Freiheit zum Thema »Währungsverfassung und Gesellschaftsordnung« erschienene Aufsätze.

Ota Sik, Eckhard Behrens, Ernst Winkler: »Marktwirtschaft ohne Kapitalismus«. Heft 87/88.

Heinz-Hartmut Vogel: »Zur Theorie vom Wirtschaftswachstum«. Heft 97.

Ernst Winkler: »Die Bedeutung des Zinsfußes für das wirtschaftliche Gleichgewicht«. Heft 101.

Hans Hoffmann: »Währungskrise ohne Ende«. Heft 101.

Fritz Penserot: »Neuordnung der Währung«. Heft 108.

Wilhelm Radecke: »Zur Währungskrise«. Heft 108.

Joachim Starbatty: »Inflation und Freiheit«. Heft 114.

Fritz Penserot: »Dauerkonjunktur und Geldwertstabilität«. Heft 114.

Heinz-Hartmut Vogel: »Wirtschaftliches Gleichgewicht – das ungelöste Problem der Gegenseitigkeit«. Heft 115.

Ernst Winkler: »Problem des Wirtschaftswachstums«. Heft 115.

Ernst Winkler: »Was heißt sozial in der sozialen Marktwirtschaft«. Heft 118.

Wolfgang Reeder: »Marktwirtschaft und Grundwerte«. Heft 118.

Fritz Penserot: »Der Wirtschaftskreislauf«. Heft 118.

Joachim Starbatty: »Ota Siks »Dritter Weg« – Überwindung der säkularen Inflation. Heft 118.

Walter Aden: »Währungs-Chaos – Währungs-Ordnung«. Heft 122.

Joachim Starbatty: »Zur Utopia« des Thomas Morus«. Heft 123.

Felix G. Binn: »Inflation und Vollbeschäftigung«. Heft 127.

Fritz Penserot: »Dauervollbeschäftigung und Geldwertstabilität«. Heft 127.

Ernst Winkler: »Theorie der Natürlichen Wirtschaftsordnung«, Vita-Verlag Heidelberg 1950, DM 10.–, Restauflage.

Zu beziehen durch das Seminar für freiheitliche Ordnung
Bosler Weg 11, 7325 Eckwälden.

Die Mitwirkenden dieses Heftes:

Joachim Starbatty,	Prof. Dr. rer. pol., Universität Bochum
Ernst Winkler,	Dr. phil., München-Pullach, Mozartstraße 6
Heinz Hartmut Vogel,	Dr. med., Bad Boll

Vorankündigung für Heft Nr. 130/I 1978

Die Verantwortung des Menschen – Energiekrise, Wirtschaftswachstum und die Gefährdung von Erde und Mensch –

Herbert Hensel	Die Verantwortung der Wissenschaft
Gert von Kortzfleisch	Wachstum der Ansprüche – Wachstum der Leistungen in den Wirtschaftsunternehmen, in den Nationalökonomien, in der Weltwirtschhaft
O. Mathias Frhr. v. Lepel	Wachstum – Ideologie oder ökonomische Notwendigkeit?
Ulrich Müller	Ende des Wachstums – Ende der Freiheit?
Ernst Weichel	Die Gefährdung des Landbaues und der Landschaft durch die Industrialisierung. – Grundfragen des Energiehaushaltes, der Ökologie und des Wirtschaftswachstums –
Ernst Winkler	Ökonomische Grenzen des Wirtschaftswachstums

Die mitarbeitenden Autoren tragen die Verantwortung für ihre Beiträge selbst.

Für nichtverlangte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.

Gesamtinhaltsverzeichnis der in »Fragen der Freiheit« Nr. 1 bis 100 erschienenen Beiträge befindet sich in Heft 99/100 Weihnachten 1972

Fragen der Freiheit, Zweimonatsschrift,
Herausgeber für das Seminar für freiheitliche Ordnung
Diether Vogel †, Lothar Vogel, Heinz Hartmut Vogel

Bezug: Seminar für freiheitliche Ordnung, 7325 Eckwälden/Bad Boll
Boslerweg 11, Telefon (07164) 2572

Preis: Jahresabonnement DM 30.–, sfr. 30.–, ö. S. 220.–
inclusive Versandkosten
Einzelhefte: DM 5.50, sfr. 5.50, ö. S. 37.–

Bank: Kreissparkasse Göppingen Nr. 20011 / BLZ 61050000

Postscheck: Seminar für freiheitliche Ordnung, Eckwälden/Bad Boll
Postscheckamt Frankfurt am Main 2614 04-602
Schweiz: 30-30731 Postscheckamt Bern
Österreich: H. Vogel-Klingert, Eckwälden/Bad Boll
Postsparkassenamt Wien 7939686

Zitat auf der inneren Umschlagseite: Aus Walter Eucken »Grundsätze der Wirtschaftspolitik« Rowohlts Deutsche Enzyklopädie, S. 162.

Umschlagseite: Brakteat der Frauenabtei Lindau (1. Hälfte des 13. Jh.)

Graphische Gestaltung: Fred Stolle, CH Zürich-Zollikerberg, Weiherweg 4

Gesamtherstellung: Schäfer-Druck Göppingen

Einem Teil dieser Auflage liegt bei: Tagungseinladungen und Grußkarten des Seminar für freiheitliche Ordnung, sowie ein Bestellzettel für »Fragen der Freiheit-Sammelmappen«.